

An

Das Lief=

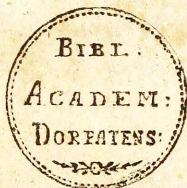
und

Ehrländische

Publikum.

---

1772.





## Einleitung.

Vielleicht fehlet gegenwärtigen Betrachtungen zur Brauchbarkeit die Reife: gut, man halte sie für unschädliche Träume eines müßigen Kopfes, die dem gesellschaftlichen Umgange auf einige Tage Stoff zu Unterhaltungen geben. Schriften, die blos das Vaterland zum Gegenstande haben, sind in England und Frankreich eine tägliche, aber in Liefand eine ungemein seltene Erscheinung; sie verdienen daher wohl einige Nachsicht. Nur verbittet sich der Verfasser, der lediglich um seiner Leser willen, seinen Namen zu verschweigen, für gut befand, auf das angelegentlichste, den Titel eines Projecteurs, als welchem Worte ein Paar Zufälle, unglücklicher Weise, bey uns eine verhaßte Nebenbedeutung

## Einleitung.

gegeben haben. Sollte es jemanden einfallen, sich mit einer strengen Beurtheilung dieser Bogen zu bemühen, der lasse weder den rechten Standort, noch die Beschaffenheit unsers Publikums, aus den Augen; wer dieses nicht kennet, (und mancher Liefländer kennet sein Vaterland nicht,) dem wird freylich einiges dunkel oder lächerlich, überflüssig oder unschicklich scheinen. Verschiedene einsichtsvolle Männer haben den Inhalt dieser Betrachtungen theils veranlasset, theils mit ihrem Beyfalle beehret. Wichtige Entdeckungen, große Aussichten, und weitläufige Abhandlungen suchet man hier vergeblich; man hat sich nur bemühet gewisse Vortheile zu nennen, die dem einem nicht immer beysfallen, dem andern aber zum weitern Nachdenken ein Fingerzeig seyn mögen. Aufmerksame werden die Absicht, warum ganz verschiedene Gegenstände hier zusammen gemischt stehen, bald errathen.



Verzeich-



# Verzeichniß der Betrachtungen.

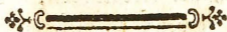
---

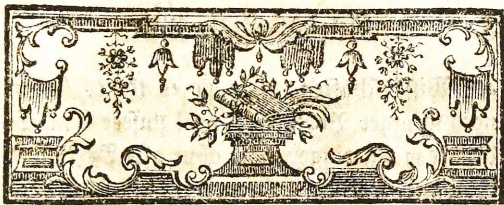
1. Das Majorat.
2. Fragmente von Gesetzen, Verordnungen und Gebräuchen.
3. Ehedem hatten wir eine Universität.  
Hier wird von der beschwerlichen Kindererziehung, von Besetzung der Aemter, von den Vortheilen einer liefländ. Universität, von deren Errichtung und Kosten geredet.
4. Eine Ritterbank.
5. Das Postwesen.
6. Die Entlegenheit der Richterstühle.
7. Der Landtag.
8. Der zahlreiche Adel.
9. An die Eingepfarrten solcher Kirchspiele die Kapellen sind.
10. An die liefländ. Geistlichkeit.  
Beyläufig wird der Sodomitercy und des Kindermords kürzlich gedacht.

# Anhang,

## über das Rigische Gesangbuch.

11. Die Heer- und Landstraßen.  
Erster Anhang, von den Zäunen.  
Zweiter Anhang, von den Krügen und Mühlen.
12. Der Handel.
13. Gute Stiftungen.
14. Die Gesundheit. Sonderlich in Ansehung der  
Pockeneinimpfung und des überhandnehmenden  
venerischen Uebels.
15. An die Landwirth. Hier sind folgende Titel:  
Die Menschenmehrung, die Quelle des Reichthums,  
der Holzmangel, die Gebäude, die Arbeitsamkeit,  
die Hofläger, Gesindewirth, die Gärten, der  
Hopfenbau, der Kornvorrath, das vortheilhafte  
Pflügen, Preis der Güter, die Strafen.
16. Von Professionen und Handwerkern.
17. Zugabe eines Antwortschreibens wegen dem  
Hofmeister.





An das  
Lief- und Ehsländische  
Publikum.

---

Erste Betrachtung.

Das Majorat.

**S**ine Erbfolge, die in einigen Ländern allgemeinen Beyfall erhält, kan auch uns zur Nachfolge reizen. Der vom väterlichen Erbe ausgeschlossene Engländer siehet tausend Mittel sich empor zu schwingen, Wissenschaften, See- und Landdienst, Hof- und Civilbedien- nung, Handel, alles stehet ihm offen, und was mit Glück getrieben wird, erhöht seinen Stand. Und in Lief-land? Wenige legen sich

auf Wissenschaften, und die es thun, finden noch weniger Vortheile, weil unsere Landesdienste mit geringer, oder ohne alle Besoldung verwaltet werden. Der Entschluß, Adel und Handel zu verknüpfen, hat nur noch wenig Beyfall gefunden; unser Gewerbe bestehet bloß im Verkaufe eigener Producten; bey der kleinen Krügeren gehen wir zuweilen ins Detail, aber die Ausbeute ist sehr mäßig. Selbst die adlichen Comtoirs in St. Petersburg, die so viel Glück als Ehre fanden, haben uns zur Nachahmung nicht Eindruck gemacht. Zum Seedienste scheinen wir nicht ganz geneigt; das einzige große Feld, darinne Liefländer ihr Glück suchen, ist der Kriegsdienst zu Lande, der feltner Reichthümer, wohl aber Rang und Ansehn giebt. In hiesigen sowohl, als in auswärtigen Diensten, hat unsere Nation ruhmvolle Männer aufzuweisen: Aber wir haben nicht alle Lust, oder Stärke, oder Fähigkeit zum Kriegsdienste.

Schon hieraus läßt sich entscheiden, ob Majorate bey uns brauchbar sind. Aeltern, deren einziger Sohn die ganze Familie ausmacht, können freylich den Wunsch ein Majorat

jorat zu stiften, mächtig fühlen; sie beleidigen niemanden sichtbar: aber dieser Sohn wird mehrere Kinder zeugen. In andern Häusern sind viele Töchter und nur ein Sohn. Das Naturrecht saget uns, daß Kinder überhaupt nur eine gute Erziehung im strengen Verstande, aber nicht Erbschaft eigentlich fordern können; es setzet aber auch dazu, daß alle Kinder gleiche Ansprüche an ihre Aeltern, und diese gleiche Verbindlichkeiten haben gegen alle ihre Kinder. Wo bereits viele erwachsene Söhne von Jugend auf ihrer Aeltern Vermögen zu berechnen gewohnt, durch eine Majoratsstiftung, da, wo nach den Gesetzen alle Erbportionen gleich seyn sollten, mit einemmal alle ihre Hoffnungen vereiteln, ist — Doch bald hätte ich ausgeschweifet, ich bin kein Sachwalter.

Alles, was bey uns den Wunsch erregen kann, unsere Güter immer zusammen bey dem ältesten des Hauses zu erhalten, ist die Furcht, daß durch öftere Theilung zuletzt das Vermögen nicht in ganz unbedeutende Portionen zerfallen und kein einziger aus der Familie reich seyn möchte. Das wäre nun wohl noch immer ein erträgliches Uebel, zumal, wenn



wir an den Ursprung oder an die Bestimmung des Adels denken.

Deutschlands Fürsten haben das Recht der Erstgeburt weislich in ihren Häusern eingeführet; das Glück ihrer Unterthanen forderte es. Ihre Prinzen genießen Apanagen, und finden, wenn sie wollen, im Kriegsdienste, oder die Katholischen auch im geistlichen Stande, ihr Glück. In Lief- und Land läßt sich kein Majorat mit Apanagen denken.

Mein Herr! sie verlangen, daß ihre Familie immer reich und in Ansehn seyn soll; wissen sie aber wohl, ein Majorat ist just der entgegengesetzte Weg. Wie leicht wird der träge Majoratsherr durch seine Unbrauchbarkeit sie und ihren guten Willen entehren; vielleicht schon in der zweyten Generation. Alle übrige Nachkommen, und das ist der Familie größter Theil, wachsen in den folgenden Geschlechtern an Zahl und an Armuth, es wäre denn, daß Gott ihnen zu Liebe Wunder thät. Alle Dinge benennet man nach dem mehresten; wenn einer ihrer Nachkommen reich und ihrer funfzig arm sind, so wird man ihre Familie niemals für reich, sondern für eine der ärmsten halten, und dieß mit Recht,  
weil

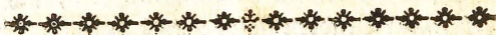
weil allen die Mittel fehlen auf eine vorstehende Art ihr Glück zu machen.

Setzet den Fall, in Liefland wären fünfzehn Majorate; diese werden nach fünfzig Jahren im Stande seyn, durch ihre ausschweifend großen und immer wachsenden Revenüen alle Liefländische Güter zusammen zu kaufen, und wehe denn dem übrigen Adel! Der Majoratsherr wird einen jeden andern überbieten, und wenn er erst Kirchspiele besitzt, zuletzt Herr des ganzen Kreises werden: so würde er das Fett des Landes saugen, und nach Art des reichen pohlnischen Adels, sich von seinen Brüdern stolz bedienet sehen.

Man berufe sich nicht etwa hier wieder auf reiche Edelleute, die ohne Majorat eine Theurung der Güter erregen und alles an sich ziehen können; denn wir wissen den allgemeinen Gang menschlicher Dinge. Der schlaflose Sparer brachte großes Gut zusammen und starb; seine erwartenden Erben theilen, verkaufen, verzehren: nach etlichen Jahren steht alles wieder im Gleichgewichte. Aber man hat Majoratsherrn, denen der ersten Stiftung zu Folge obliegt, jährlich durch eine namhafte Summe die Ausbreitung

tung des Majorats nachdrücklich zu bewerten.  
stelligen.

Auch das Beispiel, der große Aufwand des Majoratsherren, kann andere zum Neid eben so stark als zur Nachfolge reizen; hundert werden sich ruiniren, das Publikum verliert. Von einer großen Gesetzgeberinn haben wir gelernet, daß es dem Staate nützlicher ist, viele Einwohner von mittelmäßigem Vermögen zu haben, als daß wenige unerhört reich seyn, da der größte Theil in drückender Armuth schmachtet.



## Zwente Betrachtung.

Fragmente von Gesetzen, Verordnungen und Gebräuchen.

Die Zeit ändert die Sitten und deren Anordnung: und der Geist der Gesetzgebung steigt immer höher. Welches weite Feld! aber wer kann hier seinen Gedanken freyen Lauf lassen?

Ein altes Gesetz berechtigt den funfzehnjährigen Sohn, nach des Vaters Ableben  
aller

aller hinterlassenen Güter Verwaltung selbst zu übernehmen. Ein Kind von funfzehnen Jahren! Welcher Vater läßt wohl ein solches vierzig Meilen weit ohne Aufsicht reisen? Ihr werdet einzelne Fälle von jungen Leuten anführen, die früh schon Mannesweisheit zeigen; aber sie sind rar, und unter Vormundschaft gehen junge Leute am sichersten. Wenn der sorgsame Vater in seinem Testamente einen längern Termin anzuberaumen vergaß, (möchte er doch dieser Vorsicht immer eingedenk seyn!) so strafet das Gesetz vielleicht nicht nur ihn, sondern auch seinen jungen Erben, der zum Nachdenken unreif, mit vollen Händen das zu lang verschlossene Vermögen austreuet.

Wie mag es in aller Welt zugehen, daß man allem unverheuratheten Frauenzimmer, Witwen und Ledigen, durch ein Gesetz Curatores aufdringt. Der funfzehnjährige Sohn höret auf unter Vormundschaft zu stehen, aber ein Frauenzimmer niemals. Welcher Widerspruch! Die Geschichte zeigt uns aus allen Zeiten Beispiele solcher Frauen, die große Länder bis zur Bewunderung glücklich beherrschen; und unsere Kinder beyder-

lep

ley Geschlechts werden auf eine Art unterwiesen. Führen nicht viele Frauen ein weises Regiment in ihren Häusern, selbst über ihre Männer? Gewiß ohne Curator können viele Frauenspersonen ihr Vermögen verwalten und ihre Handel berichtigen: aber mancher Mann sollte billig Zeit Lebens unter Vormundschaft stehen.

Sylvesters Privilegium ist für unbeerbte Witwen keine Gnade. In dem Jahre, da des verstorbenen Mannes frisches Andenken sie noch immer mit Kummer durchdringt, sind sie reich; dieses ist verflossen, sie packen das wenige bewegliche Vermögen zusammen, und die reiche Frau von vielen Haaken siehet sich mit einemmal in eine hülfbedürftige arme Witwe verwandelt. Die Stimme der Natur, wenn wir sie nur hören wollen, saget uns, daß die Frau ihrem Manne näher verwandt sey, als jener lachende auf die Erbschaft gierig hoffende Better. Warum wird sie aus allen Gütern getrieben? Natur und Religion wenden das Gesicht mitleidig weg. Man gönne ihr doch, so wie in Rußland, bis zu einer bessern Versorgung, einen Antheil oder ein kleines Land, wo sie  
 ihr

ihr Haupt hinlegen und sich des Hungers erwehren kann.

In den Zeiten der Einfalt brachte man alle Leichen, als ein heiliges Depot, in der Kirche zusammen. Wir sind jetzt klüger, und — begraben immer steifweg in die Kirche. Ein alt gewordener Bösewicht stirbt, das Schrecken begleitet seinen Geist zur Hölle; alle Nachbarn wünschen sich Glück zu der längst erwarteten Befreyung von diesem unruhigen Mitglied; der emsige Küster seiner Belohnung gewiß, erhebt seine weitschallende Stimme, versichert, daß seine Seele lebet ewig in Gott, denn in lauter Freud und Wonne leuchtet (der Verstorbene?) als die helle Sonne; die Trauerversammlung von des Vorsängers Gebrüll hingerissen, oder ohne alles Bewußtseyn, macht diese wunderbare Canonisation durch ihre Beystimmung feyerlich; und die stinkenden Gebeine leget man in Pomp zur faulenden Ruhe in die Kirche, damit ihre tödtlichen Ausdünstungen noch lange Zeit der Lebenden Ruhe stören können. Man schaffe durch ein eben so nöthiges als heilsames Gesetz diese seltsame Sitte ab; das Beyspiel anderer Nationen wird uns ermuntern.

muntern. Nur wenige Kirchen haben noch in Ernst an Verbesserungen gedacht. Wie, sie befürchten eine Schmälerung der Kircheneinkünfte? Nach meinem Catechismus hat Gott kein Geld nöthig; es steht uns aber frey, ein allgemeines oder besonderes Begräbniß auf dem Kirchhofe anzulegen, und davon gewisse Einkünfte zu erheben. Wir könnten aber auch wohl allen Todten den Raum in der Erde ohnentgeltlich überlassen. Bey mancher Kirche drücken die unerhört großen Begräbniskosten die arme Witwe mehr, als der Verlust ihres Ernährers. In der That ist es gleichgültig, ob die Gemeine ihre Kirche durch Bewilligungen oder durch Begräbnisgelder im Baue unterhält; das erste ist weniger drückend und mehr gerecht. Bey ländlichen Kirchen, wo feltner Leichen begraben werden, machet die Sache keine Schwierigkeit; aber in Städten! jeder will in seinem väterlichen Grabe, das seit undenklichen Zeiten bey der lieben Familie gewesen, oder neuerlich mit baarem Gelde erkaufet ist, nicht so schlechthin, wie die Bauern, blos von Würmern, sondern auch von Thieren besserer Art gefressen seyn. Gut, wer durchaus die Lebenden

benden quälen will, der verdienet gar kein Begräbniß. Das durch Leichen häufig nach der Kirche gezogene Ungeziefer hat schon mancher Dame einen mehr als seelerschütternden Schrecken mitten in ihrer Andacht eingejaget, und nebst dem schändlichen Gestank im Frühjahre manchen in dem Entschlusse, nicht in die Kirche zu gehen, bestärket; das Plündern der Särge, das Auswerfen halbvermoderter Körper ungerechnet.

Wir haben viele schöne Verordnungen, nur Schade, daß sie nicht allezeit ihre Kraft gehörig zeigen. Die Entlegenheit, oder andere ähnliche Veranlassungen, geben manchem die schädliche Hoffnung, das Gesetz ungestraft brechen zu können. Ein Beyspiel. Was ist den Possessoren nachtheiliger, als das so sehr eingerissene Laufen der Bauern; es fehlet nicht an weisen, scharfen, wiederholten Verordnungen, aber der Bauer läuft noch immer, weil er Aufnehmer findet. Vielleicht ist eine Ursache von der geschwächten Gesezeskraft darinne zu suchen, daß die angedrohetete Strafe nicht allezeit kann verhänget werden. Viele sind zufrieden, wenn sie



nur ihren Läufling wieder kriegen, sie scheuen einen verdrießlichen Proceß. Verzweifelte Schäden verlangen zuweilen verzweifelte Mittel. Freylich höret das gegenseitige Zutrauen auf, und die Erde wird einer Furienwohnung ähnlich, wenn uns auf allen Schritten willig gehörte Angeber begleiten. Aber das Laufen würde vielleicht aufhören, wenn jedermann, der seinen Läufling wieder bekommt, bey Strafe gezwungen wäre, sogleich den Aufenthalt des entlaufen gewesenen anzuzeigen; Fiscale würden nach Befinden die Klage erheben, und ihre Bemühungsersetzung von dem Heler fodern. Der Befehl zur Transportirung der Läuflinge von Hof zu Hof war anfangs ein ganz vortreffliches Mittel; jetzt ist seine Wirksamkeit schon sehr geschwächt.

In Criminalsachen haben wir bereits weise Einrichtungen zu baldiger Beendigung, neuerlich erhalten. Aber, daß man um einige Ellen Land in Gegenden, wo man dessen genug hat, zehen und mehrere Jahre Proceß führet, und fünfmal mehr Kosten anwendet, als die streitige Sache werth ist, das gehöret nebst der ganzen Kostbarkeit der Processe, die Philosophen

Losophen mögen sagen, was sie wollen, nicht zur besten Welt.

In den folgenden Betrachtungen wird noch einiger Verordnungen gedacht.



### Dritte Betrachtung.

Ehedem hatten wir eine Universität.

Wenn wir den jetzigen Zustand der Wissenschaften, der Kindererziehung, der Aemterbesetzung in Liefland, ohne Vorurtheil erwägen, so wird der Gedanke von der vor- maligen hiesigen Universität in der That wichtig. Lasset uns die Gegenstände einzeln durchgehen.

#### Die beschwerliche Kinder- erziehung.

Was wir mit andern Ländern gemein haben, gehöret nicht hieher; in der ganzen Welt machen die Kinder Sorge, wenn sie wohl erzogen werden. Die Rede ist von Dingen, die sich zu allgemeinem Vortheil abändern lassen.

Das wichtigste ist der Unterricht. Nur wenige Aeltern finden hierzu gehörige Zeit, einigen fehlet es an Lust, und andern an der nöthigen Geschicklichkeit, wohl erwogen, wie viel Klugheit zu einer weisen Erziehung erfordert wird. Oft sehen wir uns so gar von der nothwendigen Aufsicht über unsere Kinder entfernt; das machet bey uns die Schulen um so viel nöthiger. Es giebt öffentliche und auch Privatunterweisungen: Die beste findet man in beyder Verbindung. Ohne noch an das Vollkommene zu denken, wollen wir erst unsere gegenwärtige Verfassung in Betracht ziehen. In den Städten finden wir öffentliche Schulen; in Riga sind deren zwey, so wie in Reval; in Dorpt und in Pernau eine, die letzte von weniger Wichtigkeit. Und der Nutzen — erstrecket sich selten weiter, als bloß auf die Städte. Zwar stiftete oder erneuerte man vor nicht gar langer Zeit in Reval eine Ritterschule, (den Grund, aus welchem sie diesen Namen führet, weiß ich nicht,) zum Besten des Landes; die Kosten wurden durch einstimmig beschlossenen von den Haaken jährlich zahlbaren Beytrag ausfindig gemacht, die Stellen, wie in andern Städt-

Städten, mit geschickten Männern besetzt, aber das ganze Herzogthum fühlet noch immer die vorige Sorge wegen der Kindererziehung. Nicht zu gedenken, daß jährliche Beyträge bald zur Last fallen, und in einiger Augen gar den Schein unnützer Ausgaben erhalten; nicht zu gedenken, daß die ganze Stiftung bereits wankte, und erst bey dem letzten Landtage eine neue Stütze bekam; nicht zu gedenken, daß ein unglücklicher Streit oft die besten Aussichten vereitelt: so giebt es bey unsern öffentlichen Schulen noch ganz andere Bedenklichkeiten. Dem einen fällt es schlechterdings zu schwer, seinen Sohn in der Stadt zur Schule zu halten. Das Schulgeld ist erträglich; aber Kost, Wohnung, Wäsche, Bedienung u. d. g. machen eine Ausgabe von ein bis zwey hundert Rubel. Diese Schulen sind also nur für Reiche. In Reval hat man zwar durch einen Freytisch auch für Aermere gesorget, aber — und nur wenige Arme werden hier unterstützt; die Kosten sind noch immer ansehnlich. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn man statt der neuen Ritterschule, die dortige Stadtschule in bessern Stand gesezet, und für Arme desto

hülfreichere Stipendien gestiftet hätte. Doch wir wollen nichts übertreiben; die patriotischen Gesinnungen der Revalschen Ritterschaft verdienen Dank, sie haben wirklich viel gethan; in andern Städten sind nicht einmal Freytische. Aber ein Landmann, dessen Einkünfte nur wenige hundert Rubel betragen, kann seinen Sohn schwerlich in eine Stadtschule senden. Noch mehr, das junge Kind soll nicht auf gerathewohl sich selbst überlassen seyn, es muß unter guter Aufsicht stehen: eine neue Ausgabe, die doch der sorgsamen Mutter niemals die Furcht ganz benimmt. Die nothwendigen Privatstunden, insgemein nützlicher als die öffentlichen, gehören auch hieher. Nur Söhne kann man in die Stadtschule schicken; Glück genug, wenn unsere Casse erlaubet, einen dort zu halten: was sollen die übrigen zu Hause, und was unsere Töchter lernen? Sie müssen einen Hofmeister haben. Gut, so bleibt gewiß der, welcher zur Schule bestimmt war, auch mit zu Hause. Die nur einen Sohn haben, werden ihn aus zärtlicher Liebe selten von sich entfernen. Hieraus folget, daß die Schulen nicht stark besucht werden, daß die Einnahmen der Lehrer niemals

niemals hoch steigen können, daß die Lust zu unterrichten nach und nach ersterben muß, daß das Land von seinen Schulen wenig Vortheil ziehet. Zuweilen will man gar bemerket haben, daß junge Leute von der Schule auf die Universität ziehen, die zwar über die Institutionen ein Collegium gehöret, aber den Cornelius zu verstehen nicht erlernen haben. Noch eins. Wenn ein Schullehrer stirbt oder weggeheth, woher nehmen wir bald einen andern? Verschreiben ist weitläufig und nicht allezeit sicher; bey uns sind die Gelehrten etwas rar. Wir suchen und sind wohl gezwungen einen zu nehmen, der blos durch seine gute Führung sich empfiehlt, ohne hinlänglich auf seine Fähigkeit, am wenigsten auf seine Geneigtheit zum Schulamte zu sehen. Gewiß, unsere Hofmeister haben eben keinen starken Beweggrund öffentliche Schullehrer zu werden, außer, wenn sie eine beständige Stelle wünschen. Als Hofmeister haben sie eben so große Einnahme, weniger Arbeit, mehr Freyheit, gar keine Sorge, weil Tisch, Equipage, Bedienung, Wäsche u. s. w. nach ihrem Wohlgefallen besorget wird. In der Stadt müssen sie diese und tausend andere Dinge

auf eigene Kosten bestreiten, und das von Besoldungen, die ohne Zuschuß von lairdischen Kostgängern, kaum zur höchsten Nothdurft hinreichen. Aber, welche Beschwerde verursachen diese in einem Hause. Es ist kein Wunder, wenn unsere Schulen zuweilen in Verfall gerathen.

Den Privat-Unterricht geben die Hofmeister. Freylich viel Beschwerde für manches Haus! aber die Seltenheit der guten Hofmeister hat gar eine Theurung erregt; man redet jetzt von zwey bis vier hundert Rubel Gage; alles übrige muß nach des Hofmeisters Geschmack seyn, oder wir stehen in Gefahr ihn zu verlieren. Geschickte treue Lehrer können nie genug belohnet werden: aber der Arme ist in der äußersten Verlegenheit, wenn er einen nöthig hat. Er verschreibe einen für hundert und funfzig Rubel, jährliches Gehalt; ist er unordentlich, so ist der gehoffte Nutzen, und das Reisegeld und die Jugend verloren; ist er brauchbar, so fehlet es nicht an Leuten, die ihm eine weit ansehnlichere Gage anbieten; nur wenige widerstehen so anziehenden Vortheilen: er geht weg; uns drücket der vorige Kummer. Dieß sind ganz bekannte Sorgen,

Sorgen, wovon selbst das Geld nicht schützt. Reiche Häuser suchen halbe Jahre lang nach einem Hofmeister, sie sind rar, die guten noch feltener: Tischler, Jäger, Parü-ckenmacher &c. &c. sind in Liefland zu unsern Zeiten Hofmeister — nein, dieser ehrwür- dige Titel gebühret ihnen nicht, Schulhalter geworden. Manche reiche Dame hat durch einen Zufall das Unglück, ihrem Hofmeister zu misfallen, und ist in Gefahr von ihm Sot- tisen zu hören; mancher ist dadurch bewogen worden, sein Kind gar nach Deutschland zu schicken; aber welche Gefahr, wie viel Auf- wand! Gesezt, wir haben einen Hofmeister; vielleicht bleiben die Kinder bey allen ange- wandten Kosten doch unwissend. Der Hang zur Jagd, zu Gesellschaften, zum Herum- reisen, hindert bey Lehrer und Lernenden den Fleiß. Man wird unzufrieden, man ändert; in der Zwischenzeit vergift die Jugend, was sie wußte, und bey oft geänderten Methoden kommt sie nicht weiter. Einer täuschet uns durch affectirte Lebhaftigkeit, er giebt sich das Ansehen eines Gelehrten, wir bewilligen ihm alles, und die Kinder lernen nichts. Doch in Liefland giebt es auch rechtschaffene wür- dige



dige Hofmeister, wohl dem der einen findet! Aber ist es denn eines Mannes Werk, eure Kinder alles das zu lehren, was sie billig wissen sollen? Religion, Lebensart, Geschichte, Musik, Sprachen, Mathematik, Wohredendheit, Logik u. s. w. jede Wissenschaft erfordert beynabe einen eigenen Lehrer, und ein einziger Hofmeister soll verschiedenen Kindern von noch verschiedenem Alter und Fähigkeiten alles vom A b c an bis zur Metaphysik in kurzer Zeit beybringen. Der öffentlichen Schulen Vorzug bestehet eben darinne, daß mehrere Lehrer mit vereinigten Kräften an einem jungen Menschen arbeiten. Noch habe ich nicht alle Schwierigkeiten genennet; vermuthlich wird jeder nach seiner Erfahrung noch manche hinzudenken.

Hieraus ist begreiflich, warum die wenigsten sich zu einer vorzüglichen Gelehrsamkeit aufschwingen, warum nur wenige etwas lernen und noch weniger studiren. Die Armen wachsen insgemein ohne Unterricht auf.

In den Städten sind Schulen, und doch studiren nur wenige Stadtkinder, weil uns die deutschen Universitäten zu weit entferneth, und

und daher zu kostbar sind. In andern Ländern siehet man wohl gemeiner Leute Söhne sich den Studien widmen: hier haben sie auf dem Lande nicht einmal Gelegenheit das Schreiben zu erlernen; Glück genug, wenn die Mutter sie im Lesen unterrichtet. Insgemein verstehen unsere Bauern durch die öfttern Catechisationen ihr Christenthum weit besser, als der gemeine Haufe der Deutschen, die das, was sie bey dem Prediger in der Lehrzeit lernen, nach etlichen Wochen wieder vergessen.

Von sogenannten Gelehrten wimmelt es in andern Ländern, bey jeder Amtsbesetzung hat man die Wahl. Auch der Mittelmann findet für mäßige Kosten einen treuen Hofmeister seiner Kinder; denn die Schulen sind wohlfeil, die Universitäten nahe, und daher ist die Anzahl der Studirenden groß. Wäre auch dieses in Liesland möglich zu machen, so würden wir öffentliche und Privatlehrer, und zu allen Aemtern geschickte Leute in Ueberflus finden.

Ich weiß nicht, welcher Geist einigen den Gedanken ins Herz gegeben hat, als gehörten die Hofmeister unter die ersten Domestiken

ken des Hauses. Nach der jetzigen Wortbedeutung ist der Ausdruck unausstehlich. Mein, ein treuer Hofmeister ist der erste Freund unsers Hauses; ihn wissend beleidigen, heißt an seiner Kinder Verderben arbeiten. Der gelehrte Stand ist aller Orten, wo man vernünftig denkt, in Ansehen; wer ihn nicht zu schätzen weiß, der verdienet gar keinen, oder nur einen schlechten Hofmeister.

### Die Besetzung der Aemter.

Welchen Mangel erblicke ich hier auf allen Seiten! Die Noth zwinget uns zuweilen ein nicht eben geringes Amt einem Manne zu übertragen, dessen ganzes Wissen auf Lesen und Schreiben sich einschränket. Ein in der Geisterlehre oft falsch verstandener Satz, daß mehrere Körper zugleich von einer Seele ohne alle Wanderung können belebet werden, mag wohl nicht allen unverständlich seyn; doch ich will nicht philosophiren, sondern in meiner Betrachtung fortfahren. Oft sind wir, sonderlich bey Erledigungen kleiner Kirchspiele, um Prediger verlegen, und es wird mancher gewählt, der nirgends als in Lief-  
land

land Pastor werden könnte: Glück genug, wenn er nur noch die Landessprache versteht. Der Mangel an erfahrenen Aerzten ist auf dem Lande ungemein groß; was Wunder, daß hier adliche Dame, Pastor, Amtmann, Küster, Altweib, Viehhüter, wer kann sie alle nennen? sich zu Aerzten aufwerfen.

Vor einigen Jahren hat man wirklich die Frage in Ernst auf die Bahn gebracht, ob nicht auch junge Edelleute sich der Theologie widmen sollten, da man in Liefland sehr einträgliche Pastorate findet. Ehemals haben verschiedene aus dem Adel das Predigtamt auch hier mit Ruhm verwaltet; jetzt haben sich die Zeiten geändert: den Reichen fehlet es an Willen und den Armen an Vermögen, sich zu solchen Aemtern vorzubereiten. Ungern breche ich hier ab.

### Vortheile einer Liefländischen Universität.

Hätten wir eine, so würden mehrere studiren, und zu allen Arten von Aemtern geschickte, auch Hofmeister häufiger vorhanden seyn. Wie von allen gelehrten Gesellschaften,

ten, so würde sich ein gewisser Geist der Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks allmählich im Lande verbreiten. Eine ansehnliche Geldsumme, die jetzt nach deutschen Universitäten gehet, bliebe hier zurück; Nahrung und Absatz würde vergrößert. Selbst derjenige Theil des jungen Adels, der sich nicht eben ganz den Studien widmet, könnte sich auf der vaterländischen Universität eine Zeitlang aufhalten, mancherley nütliches erlernen, ohne große Kosten seinen Verstand aufklären, und sich zur Brauchbarkeit in manchem Fache bilden: die erlangten Kenntnisse, als wohlthätige Führerinnen, bey allen Unternehmungen, würden ihn seinem Stande recht würdig machen. Hier könnte man sich zu Landesdiensten vorbereiten. Das Studiren hörete alsdenn auf theuer zu seyn, und den Aeltern bange Sorgen zu machen; denn sie könnten wöchentlich von ihrem Sohne Nachricht einziehen, und ihn mit manchen Bedürfnissen versorgen, die ihnen nichts kosten. Die Kinder der Gelehrten würden also mehrentheils studiren, auch wohl der Kaufleute und anderer Deutschen Söhne. Einem jungen Menschen, der Geneigtheit fühlet, die

Welt

Welt zu sehen, würden die Aeltern mit aller Zuversicht das Reisen verwilligen, wenn sie auf der Landesuniversität die Proben gesehen, daß er sich selbst zu führen im Stande ist, u. s. w.

Liesland hatte eine Universität; sie ist nicht mehr: die Mittel zu ihrer Unterhaltung sind auch nicht mehr vorhanden. Man lege eine an. Wenn die Vorschläge also gemacht werden, daß niemand etwas dabey verlieret, so sind sie doch wohl wenigstens zum Zeitvertreib erträglich zu lesen.

### Die Errichtung einer Universität.

Daß sie Geld kostet, darf ich nicht erst sagen; kurzsichtige prallen hier schüchtern zurück; wenn man aber nur einen Vorschuß verlangt, der wieder ersetzt wird, so ist die Schwierigkeit geringer.

Die hohe Krone kann eine Universität stiften, Ihr Wort ist wirksamer, als alle unsere Sorgen; und was läßt sich nicht erwarten, wo Huld und weislich große Anordnungen das personelle Unterscheidungszeichen der höchsten

sten Macht angeben. Doch dieses berechtigt uns nicht müßig zu seyn; das große Russische Reich hat viele Provinzen, die mit uns gleicher Unterstützung bedürfen: wir müssen unsern guten Willen zeigen, das Vollkommene aber von höherer Hand erwarten. Hier ist ein Vorschlag.

Jährliche Beyträge sind beschwerlich und unsicher; es muß mit einemmal etwas da seyn. Jetzt werden jährlich in Riga hundert tausend Thaler Alb. und in Reval fünfzig tausend Rubel zusammen gebracht, welche mit Einberechnung des Agio etwa hundert und sieben und siebenzig tausend Rubel ausmachen. Vor einigen Jahren hätten wir gewiß die Aufbringung eines solchen Capitals zu Anlegung der Universität für unmöglich gehalten. Es ist wahr, es äußert sich jetzt in Lief- und Reval ein gewisser Geldmangel; doch dieser hebt sich durch den Geldumlauf und vermehrten Absatz, sobald unsere siegreiche Armee zurück kommt. Einige Landplagen, als Viehseuche, Kornwürmer u. d. g. haben uns etwas zurück gesetzt; aber unser Korn ist begehrt, in gutem Preis; für Brandwein erheben wir auch jährlich ansehnliche Summen, davon wir nur  
einen

einen Theil für Bedürfnisse zurück geben; des Ausländers Waaren bezahlen wir mit unsern Produkten: daher sind wir, nach glücklich hergestelltem Frieden, hoffentlich im Stande, eine Summe zum allgemeinen Landesbesten herzugeben. Diese könnte etwa aus den hundert und sieben und siebenzig tausend Rubeln, nach der bisherigen Repartition, bestehen. Weil aber nicht allein Possessores und Städte, sondern alle und jede an den Vortheilen einer Universität Theil nehmen, so müßten auch andere nicht possessionate Capitalisten, Prediger, die keine Haakenzahl haben, Kronsofficianten, Advocaten, Aerzte, und alle deutsche Einwohner auf dem Lande, nach Vermögen etwas beytragen. Vielleicht erhielte man hierdurch drey und zwanzig tausend Rubel, und der erste Fond zur Universität wäre zweymal hundert tausend Rubel.

Dieses Geld soll nutzbar seyn. Güter dafür kaufen wäre nicht rathsam, weil sie jetzt zu theuer sind; ihr Werth steigt und fällt, und mit ihm insgemein der Vortheil. Besser ist ein Capital von dessen Interessen die Universität unterhalten wird; der Verwaltung ist die folgende Betrachtung gewidmet.



Es würde alsdenn einerley seyn, unsern Antheil baar oder in Obligation bezubringen. Die jährlichen Interessen zu sechs pro Cent betragen zwölf tausend Rubel.

### Die Kosten zur Universität.

Sie darf nicht eben die größte seyn, eine Mittelgattung ist für uns wenigstens im Anfange genug. Durch allzu reichliche Besoldungen, wird, wie man will bemerkt haben, zuweilen der Professoren Fleiß vermindert; bey kleinen Sagen lesen sie emsiger. Die Furcht, daß von wenig studirenden Liesländern sehr geringe Einkünfte zu erwarten stehen, verschwindet, sobald man bedenket, daß sich alsdenn viel mehrere, einige bloß zum Vergnügen, den Studien widmen; daß manche junge Russen, Ingermanländer, Finnen, auch wohl Pohlen und Curländer sich hier einfinden werden. Freylich für kleine Sagen werden eben keine weltberühmten Lehrer zu uns kommen: Aber zween große Männer verbreiten auf die ganze Universität genug Glanz. Sind doch auf den meisten hohen Schulen die Professoren insgemein lediglich in dem en-

gen

gen Zirkel ihres Catheders berühmt, aber drey Meilen davon unbekannt. Männern von Verdienst wären, außer den gewöhnlichen Sagen noch besondere Tafelgelder, Bedienungen und Ansehen zu bestimmen.

Nicht alle Lehrstühle sind gleich anfangs besetzt. Was man zuerst entübriget, das würde auf Gebäude verwendet. Und warum dürfen wir nicht hoffen, daß die hohe Krone, auf unterthänigste Unterlegung auch hier mit wohlthuender Hand unsern Absichten die Vollkommenheit giebt.

Nun die Verwendung der jährlichen Interessen. Zehen Professoren, deren viere als Primarii, jeder sechs hundert, die übrigen aber jeder fünf hundert Rubel, stehenden Gehalt haben. Adjuncten bekommen eigentlich keine Gage, aber um mehrere Lehrer zu finden, gebt ihrer fünfen jeden zwey hundert Rubel, und weil man so viel von Ritterakademien spricht, so verwendet an Fecht- Tanz- Reit- Musik- Sprach- und Zeichenmeister zwölf hundert Rubel. Vielleicht wäre es gut, daß auch im Rußischen, Ehstnischen und Lettischen, als den nöthigen Landesspra-

E 2

chen,

chen, Anweisung gegeben würde. Zur Unterhaltung der Gebäude, an Universitätsbediente und zu einigen außerordentlichen Ausgaben, wie auch für den Reitstall und zu etwaniger Vermehrung der Bibliothek drey tausend Rubel. Für zehen arme Studirende, als Zuschuß zum Kostgelde fünf hundert Rubel; so sind noch gegen tausend Rubel übrig, die durch eine Lotterie vermehret werden können.

Der bequemste Ort zur Universität ist mitten im Lande zu suchen; das wäre in Betracht der beyden Herzogthümer, Dorpt, der Ort, an welchem ehemals die erste liesländische hohe Schule gestiftet war. In Pernau stehen zwar noch die alten akademischen Gebäude, aber als Magazine, nicht nach der jetzigen Art; ihre Wiederherstellung würde sehr viel kosten. Den Studirenden kann es ganz gleichgültig seyn, ob die Stadt an der See oder an einem Bache liegt. Riga läge für einige Ausländer bequem, aber desto unbequemer für die Liesländer und Russen. Den Seestädten bietet der Handel genug Mittel dar, sich empor zu heben, aber das arme Dorpt ist von allen Vortheilen entblößt. Eine  
Uni-

Universität wird dieser Stadt aufhelfen. Man gebe den Einwohnern zeitig Nachricht, so werden sie an feuerfeste und geraumige Häuser zu Wohnungen für Lehrer und Lernende denken.

### Schluß.

Hier ist nichts Ganzes, nur kleine Blicke, doch nicht ohne vorhergegangene Uebersetzung des Ganzen. Nun einige Einwürfe.

Erst gute Schulen, alsdenn eine Universität! so saget man, aber man irret sich vielleicht. Man gebe uns erst eine Universität, damit wir durch Anziehung mehrerer Schullehrer den öffentlichen und Privat-Unterricht erleichtern. Wir müssen erst mehrere Lust bekommen unsere Kinder studiren zu lassen.

Man wendet ein, daß durch Hülfe einer Universität es dem Adel leicht fallen würde, die nöthigen Kenntnisse zu sammeln, und die meisten Aemter aus ihrem Mittel zu besetzen; aber der Gedanke ist falsch und unedel. Viel mehr würde alsdenn die Anzahl der Aemter vermehret, und allen Ständen der Weg zu Wissenschaften und zum Glück erleichtert: nur

mit den Ignoranten möchte es alsdenn etwas mislicher stehen. Noch lächerlicher wäre die Furcht, daß bey dem häufigern Studiren der Landeskinder kein Ausländer ferner bey uns sein Glück finden könne. Wohl uns, wenn wir nicht Jahre lang nach einem geschickten Manne suchen müssen. Gesezt, Lief-land hätte in Zukunft keine Ausländer nöthig, ein Fall, der vielleicht kaum nach funfzig Jahren wirklich wird, so sind noch immer ganze Welttheile, wo brauchbarer Männer Glück lediglich von ihrer Ankunft abhanget.

Aber woher nehmen wir eine Bibliothek, ohne welche nichts großes geleistet wird? Die nöthigen Instrumente der physischen und mathematischen Classe, die kostbar anzuschaffen und ganz unentbehrlich sind, mit einbeziffen. Woher das, was zum Reitstall gehöret u. d. g. so fragte ein billig denkender Mann, der aber den Einwurf zurück nahm, so bald ich ihn erinnerte, daß Lief-land das Glück hat, dem Scepter einer Monarchinn unterworfen zu seyn, die nicht nur eine Kennerinn, sondern auch eine Beschützerinn der Wissenschaften und der Künste ist.

Vor ungefähr zwey Jahren freueten sich einige, deren Rechte auf ihre Besizungen in Ansprache genommen wurden, über ein fliegendes Gerücht, als würde aus dergleichen Gütern für das bestärigte Erbrecht ein Capital erhoben, und zur Errichtung einer Universität verwendet werden. Leicht kann die hohe Krone einer Universität die höchste Vollkommenheit geben, die Mittel sind unzählig. Wenn sie von ihren Gütern eine Anzahl Haaken, doch mit Beybehaltung der bisherigen Arrrendeabgabe, der Akademie so schenkte, daß diese aus der Verkaufung der geschenkten Haaken ein Capital zusammen bringen dürfte, so würden die Kronseinkünfte nicht verringert und doch viel vortreffliches gestiftet. In Käuffern würde es nicht fehlen, die willig das Onus einer beständigen Abgabe an Korn und Geld, wie bisher vom Haaken außer der Station, übernehmen, wenn man den Kaufschilling um die Hälfte geringer als gewöhnlich ansetzen wollte; so daß etwa für jeden Haaken nur funfzehn hundert Rubel bezahlet, das übrige aber als ein ewig darauf haftendes Capital angesehen würde, dessen Interessen in der bisherigen jährlich zu entrichtenden

den Kronsarrende in Geld und Korn, abzutragen wären. Solche Besizungen, die ein völliges Erbrecht genießen, würden einer Art von steuerbaren Gütern in andern Ländern, ähnlich seyn, und vielen Armen ein sehnlich gewünschtes Mittel darbieten, Besizungen zu erwerben.

Bey erhöhten Einkünften könnte die Universität auch ihren Lehrern ein mehreres bestehen, und besonders auch ihr Auge auf die Unterweisung in den meisten heut zu Tage sehr erforderlichen europäischen Sprachen und in andern schönen Künsten, richten, damit sie den Namen einer Ritterakademie nicht umsonst führe.

Einige Stadtämter geben Mittel verschiedener Professoren Gagen zu erhöhen, oder mehrere Lehrstühle zu errichten. Ein Supplement hierzu ist in der sechsten Betrachtung.





## Vierte Betrachtung.

### Eine Ritterbank.

Das Gerücht, als wolle man in einer gewissen Stadt eine Casse anlegen, aus welcher der Landadel, bey dringenden Ausgaben, Unterstützung finden könne, damit er nicht sein Korn für geringen Preiß anzubieten genöthiget sey, gehöret zu den Erzählungen müßiger Köpfe: der Zusatz, daß bey dieser Bank das Korn für billige Preise bezahlet und auf Casserechnung verschifft werden sollte, zeigte deutlich genug, daß der Erfinder den Handel nicht kennet.

Die von der hohen Krone auf etliche Jahre vorgeschossenen Summen haben manchen nachdrücklich unterstützet; daß also eine Rittercasse von ausgebreitetem Nutzen seyn werde, bedarf keines Beweises.

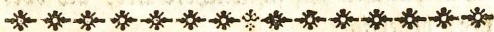
Wenn der Vorschlag von Zusammenbringung eines Capitals zur Unterhaltung der Universität Liebhaber fände, so würden sie doch wohl fragen, wo dieses Geld bleiben und



von wem es disponirt werden solle? Es muß rulliren. Wir würden zu viel Unwissenheit verrathen, wenn wir vermutheten, daß es zu gewissen Zeiten nicht begehrig seyn, oder daß die gewöhnlichen Interessen bald fallen dürften. So ansehnlich die Summen sind, die jährlich bloß für Brandwein hieher kommen, dennoch sehen wir, daß die Capitalisten ihr Geld ohne Mühe unterbringen; zuweilen werden, wenn man verlegen ist, wohl über die Zinsen noch gar Discretionen angeboten.

Das aus dem Lande erhobene Capital muß billig denen, die es hergaben, zur Unterstützung gereichen; das ist, jeder Angesehene kann bey einer Ritterbank Geld leihen, oder durch deren Credit gegen eine Verschreibung seinen eigenen Credit erhalten. Die Disposition müßte mitten im Lande seyn, die Ausleihung und Interessenhebung zu bestimmten Zeiten besorget, und etwa von zween Landrathen und etlichen Assessoren, die der ganzen Ritterschaft beyder Herzogthümer jährliche Rechenschaft gäben, verwaltet werden. Außer der Buchhaltung würde eben kein merklicher Aufwand dabey vorkommen; Patrioten arbeiten ohne Belohnung, und die Ritter-

Ritterschaft selbst weiß Rath, die unsicher stehenden Gelder durch sich selbst herbey zu bringen. Dieser Casse das Ansehen zu geben, daß ihre Forderungen andern Privatpersonen vorgehen, kostet keine Mühe. In der Zeitfolge würde der Nutzen einer solchen Stiftung sichtbar seyn; zuerst ist schon genug, daß der ehrliche Mann niemals befürchten darf, durch Immissionen sich aus seinem Gute gesetzt zu sehen, da er den Ort weiß, wo er Geld oder Credit suchen kann.



## Fünfte Betrachtung.

### Das Postwesen.

Wenn man nach etlichen Jahren wegen des Beytrags zur Universität schadlos gehalten ist, so werden selbst Unbeerbte desto williger selbigen hergeben. Vielleicht läßt sich etwas von dem Postwesen hoffen, das bey uns noch nicht zu seiner Vollkommenheit gediehen ist, ob wir gleich merkliche Verbesserungen bereits unternommen haben. Anfangs wurden alle von Reisenden einfließende Post-

Postgelder an die Ritterschaften geliefert, und davon die nöthigen Pferde angeschafft, auch die Postcommissärs-Gagen ausgezahlt. Oft stiegen die Ausgaben weit über die Einnahmen. Im Rigischen verpachtete man daher die Postirungen, als wodurch die Casse etliche tausend Rubel gewinnt; weil die Posthalter jetzt für die einkommenden Postgelder, von denen sie nur die bestimmte Urrende abgeben, die Pferde selbst anschaffen. Dieses Beyspiel hat man endlich ganz neuerlich auch im Revalschen auf schicklichere Art, als vorher, beherzigt.

Aber die ganze Last der Postirungsunterhaltung liegt auf dem Lande; wir müssen die nöthigen Knechte aber auch Kost und Lohn für sie herbeychaffen, die Fourage für die Pferde liefern, alle Postirungsgebäude unterhalten, Holz anführen u. s. w. welche Beschwerde, wie viel Abgaben! Wollte man sich auf specielle Dinge, die immer unangenehm sind, einlassen, so könnte man dieses deutlicher auseinander setzen.

Wäre es nicht möglich, das Land nach und nach von einer solchen Last zu befreyen? wir wollen versuchen; man merke aber überhaupt,

haupte, daß hier von den Berechtigungen der hohen Krone, die ungeändert bleiben, nicht die Rede ist; sondern blos von der Postirungsunterhaltung. In andern Ländern müssen sich die Posten selbst unterhalten, und dennoch stehen sie, so wie die Zölle, nach Abzug aller auf sie verwendeten Kosten unter den ergiebigen Landeseinkünften. In Liesland ist es ganz anders. Die ganze Last liegt auf den Gütern, weil man meynet, die Posten trügen weniger ein, als ihre Erhaltung erfordert. Diese macht aber gewiß etwas ansehnliches aus. Ein Gut von fünf und zwanzig Haaken zahlet im Rigischen ungefähr

An Geld mit der Zulage für die Pferdewächter 15 Rubel.

An Korn 1 Loof und 20 Kannen Roggen, eben so viel Gerste und 74 Loof 15 Kannen Haber.

Heu gegen 25 Fuder, etliche 50 Bündel Stroh und 6 Cubicfaden Holz.

Hierzu setze man die Unterhaltung der Gebäude, wozu beträchtliche Reparationen zuweilen ausgeschrieben werden; so wird es doch wohl nicht zu viel seyn, wenn man sagt, daß

daß die Postirungen in beyden Herzogthümern dem Lande jährlich sechs und zwanzig tausend Rubel kosten. Werden wohl die einigen sechs bis acht tausend Rubel, die man jetzt als Arrenden aus den Postirungen gewinnt, den Aufwand und die Last gut machen, welche aus der bisherigen Einrichtung folget? Wenn ein Mittel zu finden wäre, diese dem Lande abzunehmen, so hätte man in funfzehnen Jahren den Vorschuß zur Universität mit den Interessen völlig ersetzt, die nachfolgende Zeit gäbe reinen Gewinn.

Die Possessoren unterhalten die Postirungen, das heißt, der armselige Bauer muß das Nöthige dazu herbeschaffen. Dem letzten ist nicht erlaubt mit der Post zu fahren, außer in dem einzigen Falle, wenn er wohlgeplagter Postknecht ist: die ersten können sich der Post bedienen, sie müssen aber, so wie andere, ihr Postgeld bezahlen. Was wir dem Bauer ersparen, gewinnen wir dem Herrn.

In Lief-land sind Pferde, Futter, Geschirre u. d. g. bey weiten nicht so theuer, als in vielen andern Ländern; es muß möglich seyn, daß die Postpferde so viel einbringen, als ihre

ihre Unterhaltung kostet; ja es muß noch ein Ueberschuß bleiben, weil der Fuhrleute Pferde, sich und ihre Herren ernähren. Aber mit einemmal läßt sich eine Aenderung schwerlich bis zur Vollkommenheit bringen; man gehe wie die Natur, Schritt vor Schritt. Die Postirungen müßten billig dem Lande gar nichts kosten, wenn sie auch nichts einbrächten; mit der Zeit können sie ergiebig werden. Der Rittercasse würde eine Einnahme entgehen, doch dies wäre als Gewinn für das ganze Land zu berechnen. Bey großen Ritterschaftsausgaben muß man ohnehin zu Repartitionen nach Haafen seine Zuflucht nehmen.

Das Land wäre der Last los, wenn die Postirungen, als unter der Ritterschaftsaufsicht stehende Bedienungen an sichere Leute also überlassen würden, daß diese alle einkommende Postgelder ohne Abgabe irgend einer Arrende, für sich behielten, hingegen Pferde, Knechte, auch wohl die bey der Einweisung ihnen inventirten Gebäude dafür unterhalten müßten. Anfangs wäre freylich nöthig, die neuen Gebäude aus dem Lande zu besorgen; doch auch diese Beschwerde kann  
mit

mit der Zeit gehoben werden, sonderlich, wenn gewisse Familien die Postirungen erblich an sich brächten. Und da es bey unserer jetzigen Einrichtung zuweilen schwer fällt, Knechte zu bekommen, so würden diese von den Gütern, aber gegen Bezahlung, ihnen zu bestehen seyn. — Welcher Traum! Verzeihen sie, mein Herr, alle ihre Zweifel lassen sich heben. Die Postirungen tragen nicht so viel ein, als die Pferde und deren Futter kosten, das ist ihr erster Einwurf; er widerleget sich selbst durch die Erfahrung mit den hiesigen Fuhrleuten. Je weniger die Post zu thun hat, desto weniger beträgt das Futter. Man denke nur nicht, daß die Postirungseinkünfte eine Kleinigkeit seyn; auf einer Revalschen Postirung bestund in zween Wintermonaten des vorigen Jahres der Ertrag aus hundert und fünf und achtzig Rubeln, aber alle dort vorhandene Pferde wohl taxiret, waren kaum so viel werth. Es ist wahr, in einigen Ländern wird auch das Briesporto mit zum Postirungsanschlag gezogen, aber dagegen lassen sich unsere hiesigen Pferde bloß mit der Weide im Sommer befriedigen. Eben daher ist nichts daran gelegen, wenn zuweilen

len

len die Pferde müßig stehen. Die Anschaffung der nöthigen Fourage könnte eher Sorge machen, wenn man nicht wüßte, daß die Fuhrleute und die städtischen Einwohner überhaupt für Bezahlung allezeit das nöthige Futter bekommen; es kommt nur auf eine zeitige Vorsorge an. Gesezt, unser Postgeld wäre geringer als an manchem andern Orte, so kann ein Reglement bald Auswege zeigen. Wer bey üblen Wegen nicht doppelt Progon bezahlen will, der fahre mit eigenen oder mit Fuhrleute Pferden. Daß mancher seine eigenen schonen und Postpferde für einfach Progon ruiniren will, ist ein Mißbrauch. Aber billig sollten wir auch nach Art anderer Länder eine ordinäre fahrende Post anlegen, die wenigstens wöchentlich einmal nach den größern Städten gehet; Menschen und Sachen können alsdenn bequem fortgebracht werden. Welche Mühe und Porto kostet es jetzt ein Päckchen zu versenden. Die Sicherheit der Posten ist doch wohl immer so groß, als bey Fuhrleuten, denen man große Summen anvertrauet. Es käme nur auf gute Einrichtungen an, so würden zugleich hierdurch die Postirungseinkünfte erhöht. Kürzlich hat



man in Ingermanland eine solche Post weislich angeordnet.

Anfänglich möchte mancher schwierig seyn, sich zur Annahme einer Postirung zu bequemen, deren Pferde er selbst unterhalten soll; aber das würde sich geben: das ungewohnte dünket uns immer schwer. Ein Amtmann giebt bloß durch den schmeichelhaften Wunsch, Herr Arrendator zu heißen, eine ungeheure Arrende für sein Gut; er bringt sie zusammen, weil er allen seinen Fleiß und Geschicklichkeit aufbietet. Die Ehre ist eine mächtige Triebfeder; der Posthalterstitel muß nicht verächtlich, sondern mit einem gewissen Ansehen verknüpft seyn; er muß Schutz und Vorrechte geben: so wird der Mann, welcher ihn führet, durch Handel mit Pferden und Produkten, durch Wirthschaft u. d. g. sich bey seinem Posten zu erhalten suchen; seine geschäftige Gattinn wird, um an der Ehre Theil zu nehmen, durch gute Verpflegung der Reisenden, durch Krügeren und tausend kleine Mittel, manchen Erwerb finden. Kleine Arrendegüter auf der Nähe, oder sonst ein Stück bequem gelegenes Land gehören auch hieher. Wenn Posthalters nicht so, wie  
bisher

bisher zuweilen geschah, der Verachtung ausgesetzt sind, so möchten sich wohl einige gute Leute finden, welche die vorgeschlagene Bedingungen eingehen, zumal, wenn sie mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen dürften, daß sie ihre Postirung nach einiger Zeit, als halbes Eigenthum, auf ihre Kinder vererben können. Alles kommt auf Versuche an. Man findet Länder, wo Officiere Posthaltereyen vorstehen.

Sollte wohl die Universität weniger nöthig seyn, wenn die Kosten zur Anlage nicht aus dem geänderten Postwesen gewonnen werden?



## Sechste Betrachtung.

### Die Entlegenheit der Richter- stühle.

**U**nwidersprechlich ist der Grundsatz, daß je entfernter die Richterstühle sind, desto schwerer ist es Gerechtigkeit zu handhaben, Recht zu finden und Ordnung zu erhalten. Der Beleidigte verschmerzet das ihm angethane Unrecht aus Furcht der Beschwerde

de, und der Beleidiger wird desto verwegener. Entfernet die Richter! Der Gehorsame wird immer ein guter Bürger seyn, der andere befolget die Gesetze nur in so fern sie ihm Nutzen bringen. Der Wohlstand des Landes, der Schutz, das Ansehen der Gesetze, erheischen nahe Richter. Jeder unserer Kreise hat seine Richter, zuweilen sind sie noch zu weit entfernt. Doch nicht jede Vermehrung der Richter ist heilsam, zumal, wenn sie mit Kosten verknüpft ist. Kleine Vorfälle verlangen öfters eine schnelle Abmachung.

Die Landes-Obergerichte sind in den beyden Hauptstädten. Bey Reval, das beynahe der Mittelpunkt seiner Kreise ist, machet dieses weniger Schwierigkeit; aber Riga liegt am äußersten Ende des Herzogthums, und dort sind verschiedene ansehnliche Richterstühle. Arme empfinden diese Entfernung doppelt; zum Beyspiele mögen Consistorialsachen dienen. Ein Paar Verlobte aus dem Dorptschen oder Pernauischen, die zu ihrem beyderseitigen Besten sich eines andern besinnen, sollen gegen vierzig Meilen reisen, um sich in Riga trennen zu lassen; gleiche Bewandniß hat es mit den entfernten Gütern in

Ebst-

Ehstland. Ehe sich der Arme, sonderlich der Bauer, zu dieser Reise entschließt, heurathet er, und sollte er dadurch ewig unglücklich seyn. Ein Witwer leidet mit seiner Wirthschaft und mit seinen unmündigen Kindern ohne Gehülffinn Noth, er kann den in der Kirchenordnung vorgeschriebenen halbjährigen Termin nicht abwarten. Aber um früher ein Weib zu haben, soll er sich einen Mandatarius in Riga suchen, der eine Supplik aufsetzet, oder sie wenigstens einreicht und die Resolution ausnimmt. Aus Furcht vor Kosten und Beschwerde läßt er lieber sein Gesinde zu Grunde gehen.

Riga hat ein vorzügliches Mittel zur Aufnahme, den Handel; Dorpt ist von allem entblößt. Aber hier waren ehemals das Hofgericht und Oberconsistorium; es wäre leicht beyde oder doch eines davon wieder dahin zu verlegen. Welche Vortheile! Die Stadt gewinnt durch den vermehrten Absatz, und das Land durch nähere Richterstühle mehr nach dem Centro; die zu errichtende Universität, (möchte dieß kein leerer Wunsch seyn!) erhält einen Glanz, Mittel zu Übungen, zu Erlangung gewisser Bedienungen für die Lehrer.

Einigen Gliedern dieser Gerichte würde es gleichgültig seyn, an welchem Orte sie ihre Sektionen halten; einige sind ohnedieß von Riga und von Dorpt gleich weit entfernt. Des Generalsuperintendenten Tafelgut gränzet an Dorpat: Hier könnte füglich ein Predigersynodus, das geschickteste Mittel, den Fleiß und Geist der Gelehrsamkeit zu ermuntern, gehalten werden, so wie noch jetzt alle Winter in Reval geschieht.

Wenn das Oberconsistorium in Riga bleibt, so wäre zu wünschen, daß dieses seinen Rechten unbeschadet, den Pröbsten Instructionen ertheile, nach welchen kleinere Vorfälle auf der Nahe könnten entschieden werden, als die benannten Trennungen der Verlobten, Heurathen der Witwer und Witwen vor dem ihnen in der Kirchenordnung gesetzten Termin, u. d. g. mehr.

In einem angränzenden Lande hat jeder Edelmann eine ansehnliche Jurisdiction, so bald er etliche von seinen Nachbarn zur Gerichtshebung erbittet. Bey uns könnte leicht eine ähnliche Art mit Nutzen eingeführet werden, ohne in die Rechte der verordneten Richterstühle Eingriff zu thun. Bey jeder Kirche ist jetzt ein Kirchengerecht, dessen Glieder aus  
Kirchen-

Kirchenvorsteher und Pastor bestehen. Im Nevalschen war dieses Gericht schon lange im Gebrauche; im Rigischen ist es sonderlich durch die Ukase wegen der gelinderten Strafe der Unkeuschheit zu einigem Ansehen gekommen. Es könnte noch weit nutzbarer werden, wenn bey andern kleinen Vorfällen im Kirchspiele ein jeder Eingepfarrter als Assessor zu diesem Gerichte träte; wo es nöthig ist, würde einer darunter das Protocoll führen. Diese Art von gerichtlichem Kirchenconvent gäbe gleichsam die erste Instanz, von welcher die nicht geschlichteten Streitigkeiten an die Landmann = Ordnungs = oder Haakengerichte gelangen. Kleine Uneinigkeiten der Eingepfarrten, Unordnungen im Kirchspiele, Bauerklagen, Handel der landischen Handwerker und der deutschen Bedienten fänden hier ihr Forum: die Sessionen würden so oft, als nöthig, etwa alle Monate bey der Kirche gehalten. Mancher, der jetzt als ohne Obrigkeit lebt, würde alsdenn vorsichtiger handeln, Klagen, Feindschaften, unabsehblichen Processen würde leichter Einhalt gethan, und eine angenehme Harmonie bey guter Ordnung erhalten.



## Siebente Betrachtung.

### Der Landtag.

**D**er Revalsche Adel kommt insgemein des Winters auf einige Zeit zur Stadt, wohin ihn sein Handel, seine Bedürfnisse, seine Prozesse oder andere Angelegenheiten rufen: daher wird es ihm leicht bey dem Landtage zu erscheinen. Riga hingegen liegt an dem äußersten Ende des Herzogthums, ein großer Theil des dahin gehörigen Adels hat dort keinen Verkehr; diesem fällt die Reise kostbar und beschwerlich, und ihr Außenbleiben vom Landtage verdienet Nachsicht. Vielleicht wären solche allgemeine Versammlungen nur alsdenn nöthig, wenn höhere Befehle, oder dringende Angelegenheiten sie erheischen. Immer entscheiden einige einsichtsvolle Männer; die übrigen gleichen mehr den Zuhörern, wenn ihnen die vorgetragenen Sachen fremd, oder sie zu deren Beurtheilung zu jung, oder nicht geneigt sind, sich um Dinge, die außer ihrer Wirthschaft liegen, sich zu bekümmern. Seltener Landtage, werden wichtiger. In der

der Zwischenzeit sind die Landräthe und Kreisdeputirten hinreichend, das nöthige zu besorgen; in zweifelhaften Fällen steht immer der Weg durch Circularschreiben gründliche Meynungen zu sammeln, offen; und diese durch Gründe unterstützten bey reifer Ueberlegung schriftlich abgefaßten Stimmen, verfliegen nicht so unbemerkt, wie der weiseste Rath mündlich gegeben, unter der anders gesinnten Menge ungenutzt erstirbt, oder das Widersprechen mit kränkendem Unwillen flieht.

Auf den Landtagen entscheidet die Mehrheit der Stimmen. Vielleicht wäre hiervon in einigen Fällen eine Ausnahme zu machen, wenn aus den nahen Kreisen viele, aber aus den entferntern nur wenige sich eingefunden haben. Die letztern müssen augenscheinlich verlihren, wenn es zum Stimmen kommt. In Dingen, welche die Kreise gegen einander betreffen, sollte billig das Stimmegeben nicht nach den anwesenden einzelnen Personen, sondern nach Kreisen geschehen; so könnten die Landräthe und Kreisdeputirten, nach ihren etwanigen Instructionen, ihrer Gegend Bestes wahrnehmen. Ein neuerlicher Vor-



fall kann hierüber Erläuterungen geben. Wenigstens gewönne man hierdurch mehrere Zufriedenheit, und mancher Beschwerde, selbst bey Besetzung einiger Landesdienste, würde die Nahrung genommen.



## Achte Betrachtung.

### Der zahlreiche Adel.

**E**in verwüstendes Uebel des Menschengeschlechts, der Krieg, gab in vorigen Zeiten dem Adel vornehmlich seinen ehrwürdigen Ursprung. Im Dienste des Staats seine Kräfte verwenden, es geschehe am Hofe, im Felde oder bey den Richterstühlen, ist noch jetzt die glänzende und ruhmvolle große Bestimmung desselben. Nichts thun als Ackerbau treiben, oder ganz müßig gehen, kann nur unter starken Einschränkungen, und ohne diese, bloß in weichlichen Zeiten, unter die Zahl adlicher Beschäftigungen gezogen werden. Wenn der muthvolle Ritter vormals auf seinem Landgute saß, so dachte er schon an den kommenden Krieg, und bereitete sich und seine

seine Knechte auf selbigen in voraus. Nun bey der Einrichtung stehender Armeen ist der Landsitz ein Ort der Ruhe, wo der in Hof- Kriegs- oder andern Diensten altgewordene rechtschaffene Weltbürger, eben so geehrt als sanft, den Rest seiner Tage verlebt. Das ist der Weg, auf welchem sich der Adel nie zu viel vermehrt: einen Theil reißt der Krieg auf; der andere hinterläßt wegen tausend Hindernissen keine Leibeserben; nur einem Theile ist es überlassen für die Erhaltung der Geschlechter zu sorgen.

Liesland ist seit einiger Zeit reich an Adel worden; gesegnete Fruchtbarkeit, Ausländer, die bey uns bleiben, Verdienste, Rang und andere Mittel vermehren denselben täglich: nur Schade, daß sich die Landgüter nicht zugleich mit vermehren. Diese sind rar, in hohen Preiß, zuweilen nicht zu haben. Mancher redliche Mann, von guter Familie, lebt mit den lieben Seinigen auf Ablager in Kummer, und bezeichnet sein Daseyn bloß durch glückliche Geburten aus seiner gesegneten Ehe. Die Quellen gewisser Unbequemlichkeiten und einer merkbaren Verlegenheit, sind nicht schwer zu entdecken, aber sie gehören nicht

zu meiner Betrachtung: Mittel dawider wären nichts als Speculation.

Einiger reichen Leute Kinder dienen nur kurze Zeit, wegen des Characters. Was heißt denn das? wunderbare Frage! — — Zur Verwaltung der Landesdienste ist ein Theil des Adels erforderlich; weil diese aber nur kleine oder gar keine Gagen genießen, so muß man begüterte Leute suchen. Andere werden durch Schwächlichkeit gehindert, sich den Kriegsbeschwerden zu unterziehen. Ein Theil des Adels muß also immer wirthschaften. Ein würdig erworbener Character, als das redende Zeichen unsers Verdienstes, giebt uns Rang und Vorzüge; er hindert uns nicht an wirthschaften, und billig sollte er uns um so viel weniger hindern, nach bestem Vermögen die Landesangelegenheiten zu besorgen. Kein Landesdienst ist erniedrigend, den der rechtschaffene Mann zum allgemeinen Besten verwaltet. Dem Alter gönne man Ruhe; leicht erlangte Titel haben schwerlich Ansprüche darauf. Junge Leute, welche so, wie sie des Hofmeisters Hand entschlüpfen, gleich an Heurath und Wirthschaft denken, machen ihre wahre Bestimmung weniger kenntlich.

Ein

Ein Officier, der auf seinen Abschied denkt, weil er des Krieges müde, auf seinen Gütern bequem leben kann, thut wohl, wenn er nicht wider seine Neigung handelt; jüngere warten schon sehnsuchtsvoll auf seinen Posten; er kann nun in Landesdiensten nützlich seyn. Aber was soll man von jenen sagen, die sobald sie Officier heißen, gleich den Abschied suchen, nach Hause kommen, Kinder zeugen, und — haben nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen. Arrenden, ja die sind rarer als man denkt und schwer. Ein stolzer Amtmann bietet noch einmal so viel, und kann mehr bezahlen, als der Officier, welcher erst die Wirthschaft lernen soll. Wer nicht eigenes Vermögen hat, der sollte billig so lange dienen, als seine Kräfte erlauben, damit eine Pension oder Kronsarrende seines Alters Stütze werde. Im Kriegsdienste kann man auch heurathen, wenn man nur die Kunst versteht, alles nach seinen Einkünften zu reguliren. Mancher lebte gewiß weit glücklicher, wenn er nicht den unglücklichen Entschluß, um seinen Abschied zu bitten, gefaßt hätte. Vielleicht ist es noch Zeit von neuem auf die Bahn der Ehre sich zu wagen.

Der Mangel an kleinen Gütern erregt den Wunsch, daß ein größeres in mehrere kleine vertheilet werden möchte, so fänden manche Arme wenigstens einen Verbleib. Durch Fleiß lebt man wohl zuweilen von einem Stück Lande ohne Bauern, das man mit eigenen Knechten bearbeitet. Oder sollten wir nicht lieber, dem Adel unbeschadet, gewisse vortheilhafte Stellen suchen, die bisher Unadeliche verwaltet haben; Dienste, die man aus Vorurtheil gering achtet, würden es nicht seyn, wenn man nur aufhören wollte, sie zu verachten. Aber auch die reichere Noblesse sollte billig ihre Güter nicht an Amtleute, sondern an ihre armen Mitbrüder verpachten, oder ihnen unter dem Namen der Zehntner, welcher jetzt für den Adel nichts erniedrigendes haben muß, ein Fortkommen verschaffen.

Uergern muß man sich, wenn jene übertrieben zärtliche Mutter, den lieben Sohn, der endlich Lieutenant geworden, durch ermüdende Briefe zur Verlassung der Kriegsdienste inständigst bewegt, da er doch zu Hause keine Unterstützung erwarten darf. Befürchtet sie etwa die Erlöschung ihrer Familie?

lie? ein kleiner Schade für die Welt. Oder rechnet sie auf eine reiche Heurath? eine sehr misliche Sache. Da Liefland unter seinen Landeskindern Feldmarschälle aufweisen kann, so müssen wir nicht schon als Subaltern-Officier an den Abschied denken, sonst bleibt zuletzt der Raum zu enge, und unser Ruhm leidet. Die auf Kosten der hohen Krone erzogen sind, sollten billig am längsten dienen. Hier wäre noch manches zu erinnern, aber es paßt nicht in diese Abhandlung.

Zwischen dem männ- und weiblichen Geschlechte beobachtet die Natur allezeit ein genaues Verhältniß. Die Ausnahme, welche sie bey uns zu machen scheint, ist aus dem Kriegsdienste erklärbar. Unsere Töchter fühlen ihre Bestimmung, aber bald hindert sie der Mangel an ledigen Mannspersonen, bald der Aeltern Empfindlichkeit bey der Wahl, bald kleine Vorurtheile. Die Folgen liegen am Tage. Die Frau Mutter theilet anfänglich dreißt Körbe aus; die Tochter betrübt sich; die Freyer kommen feltner, und —. Warum fragen sie so sehr nach dem Alter seines Adels, nach seinem Range, nach seinen Haaren?

ken? Fragen sie lediglich, ob er sein Auskommen hat, und ob er ihrer Tochter gefällt; das übrige wird sich wohl geben. Fräulein, die sich an Leute verheurathen, die nicht adlicher Geburt, wohl aber Ansehen, Verdienste und ein standesmäßiges Auskommen empfehlen, erniedrigen sich nicht. Was der Gelehrte jährlich zu Ausbildung seines Verstandes verwendet hat, wäre hinreichend, nicht nur für sich, sondern auch für alle seine Nachkommen, bis ans Ende der Welt, den Adelstand zu erhalten. Die Gelehrsamkeit ist selbst zwar nur ein personeller aber wahrer Adel, den nur die Unwissenheit verkennt; der Gelehrte hat daher nicht nöthig schriftliche Adelsbeweise bezubringen. Eine Jungfer, die dem besten Kaufmanne, weil er eines Handwerkers Sohn ist, den Korb giebt, mag sich hüten, daß sie nicht — wird.





## Neunte Betrachtung.

An die Eingepfarrten solcher Kirchspiele, die Kapellen sind.

**R**ein Vernünftiger wird den Nutzen des Predigtamts ganz abläugnen, den selbst Staatsmänner, obgleich zuweilen aus besondern Gesichtspunkten, vertheidigen. In den meisten Ländern wohnt der Prediger so, daß er alle seine Zuhörer rings um sich herum beynahе mit einem Blick übersieht. Unsrе landischen Kirchspiele sind weitläufig, ein beträchtlicher Theil der Gemeine lebt etliche Meilen von der Kirche entfernt, sie sehen ihren Prediger selten, und dieser findet auch nicht Zeit und Muße, oft zu ihnen zu fahren. Unter den jezigen Umständen ist kein Mittel zur Abhelfung dieser Unbequemlichkeit auszufinden; vielleicht in der Zeitfolge.

Ein Prediger, den Nahrungsorgen drücken, macht eine sehr barmherzige Figur. Es kömmt nur auf Patrioten an, so werden auch die elenden Pastorate, sonderlich etliche in Ehstland und im Pernauischen, ordentliche



Prediger ohne Mühe bekommen und behalten; denn bisher hat die oft vorgefallene Besetzung mancherley Unbequemlichkeiten veranlaßt. Wer will gern bey seinem Amte hungern. Menschenfreunde können viel Gutes stiften, wenn sie Muth genug haben, von ihren Güthern etwas abzugeben, von Güthern, die sie doch nur kurze Zeit besitzen, und vielleicht Durchbringern hinterlassen. Ganz neuerlich hat ein Patriot, sein Name verdiente laut gerühmt zu werden, durch eine milde Zulage, ein kleines Pastorat ohnweit Narva, zu dem Range eines einträglichen umgeschaffen.

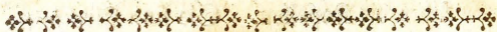
Unsere Vorfahren stifteten Kirchen und Pastorate, sie gaben Land und Bauern dazu her. Das war billig, denn durch einen Geistlichen setzten unsre Anherren festen Fuß in Liefland; Geistlichen haben wir es zu danken, daß die unabhängigen Bauern unsre Knechte wurden; durch die Prediger wird ihnen noch jetzt Gehorsam und Standhaftigkeit bey ihrer Arbeit und Armuth eingeschärft. Lasset uns jener Vorfahren, deren wir uns so gern rühmen, durch gute Stiftungen würdig werden.

Aber

Über die Kapellen. Sie sind Kirchspiele ohne Prediger. Nach drey oder vier Wochen kömmt der Pastor, hält eine Predigt, theilt das Abendmal aus, und fährt davon. Das ist doch wohl keine ganze Seelenpflege. Hier wären Beweggründe nöthig, den Patriotismus rege zu machen. In andern Ländern findet man freylich auch Kapellen oder Filiale; aber sie sind höchstens eine halbe Meile von der Mutterkirche abgelegen; bey uns, etliche Meilen. Möchten wir uns doch großmüthig entschließen, an unsre Kapellen ein Stück Land, ein paar Bauern abzugeben, so könnten auch diese ihre eignen Prediger haben. Man gebe uns eine Universität, und wir ziehen selbst Leute genug zu solchen Aemtern.

Aber das ist doch wohl ganz nicht zu vergeben, wenn zwo Mutterkirchen nur von einem Prediger bedient werden. Im Revalischen findet man hiervon häufige Beyspiele, im Dorptischen ist mir jetzt nur eins bekannt.





## Zehnte Betrachtung.

### Bermischte Gedanken an die Lief- ländische Geistlichkeit.

**I**n zween Kreisen sonderlich hört man noch dann und wann von dem abscheulichen Laster des Kindermords und der Sodomiteren; man ist gar auf die Vermuthung gekommen, als eiferten die Prediger wider beydes zu wenig. Nach aller Wahrscheinlichkeit unterrichten und warnen sie ihre Zuhörer hinlänglich; aber der Grund des Lasters ist selten Unwissenheit allein, sondern das böse Herz, zumal bey Verbrechen, wider die sich schon die Natur empört. Mit der Sodomiteren ist es eine eigne Sache. Vor kurzem war bey einem Landgericht ein Ehemann als Sodomit unter Inquisition. Man sage, was hat diesen zu solcher Schandthat verleitet. Es kann wohl seyn, daß mancher Prediger mit Schaudern in der Kirche von einem Verbrechen spricht, daß er kennen lehrt, indem er es nennt; einem, dem es nie in Sinn

Sinn gekommen wäre, könnte bloß bey der Anhörung eine teuflische Begierde rege werden. Aber es hilft nichts, Ermahnen und Warnen sind bis jetzt die einzigen bekanten Mittel dawider. Einige wollen den Anlaß zur Sodomiterey in dem häufigen Umgang des Bauern mit seinem Viehe finden. Es ist wahr, nicht nur Kinder bis zu den Jahren, da sie arbeitjam werden, bringen den Sommer in der Hütung und den Winter bey der Wartung des Viehes in Ställen zu; sondern ihre große Beschäftigung überhaupt ist nebst dem Ackerbau die Viehzucht. Das Begatten der Thiere geschiehet vor ihren Augen; es giebt Leute, die ihre ganze Lebenszeit hindurch Viehhüter sind. Ein solcher, wenn er mit seinem Viehe allein, an einem angenehmen Orte die Reize der Natur, obgleich nur bäurisch dumm, empfindet, könnte sich zur Löschung eines Triebes, ganz zu seiner Gesellschaft durch Laster erniedrigen; aber er kömmt ja des Mittags und am Abend nach Hause: an Gelegenheit, seine Lüste zu sättigen, fehlt es ihm nie, da aller Orten mitleidige Dirnen genug mit ihm gleiche Empfindung gegen das andre Geschlecht haben.

Hofsbediente, die durch Müßiggang zwar wollüstig werden, aber immer eben so wollüstige Weibspersonen zu ihrer Absicht willig finden, haben doch wohl gar keinen Anlaß zur Sodomiteren, und doch fand man ohnlängst einen, der im Hofspferdestall selbige zu begehen, im Begriff war. Wollte man muthmaßen, daß die Furcht, durch Bey-schlaf eine Schwangerschaft zu bewirken, die der Dirne Anverwandten, durch Drohung, Haß oder Verfolgung rächen möchten, den satanischen Vorsatz, sich zum Viehe zu halten, erregen könne; so wissen alle, die des Bauern geheimere Sitten auszuspiiren Gelegenheit finden, daß Kerls und Dirnen ohne Naturforschung, durch eine Art von schändlicher Onanie, oft der Schwangerschaft auszuweichen verstehen. Der Sodomiteren überführte Inquisiten setzen ihre Dummheit, oder des Teufels Anreizung, eine gewöhnliche Sprache der Einfalt bey ihren unerklärlichen bösen Trieben, zur Ursach ihres Verbrechens. Dieses zusammen genommen, erhellet, daß man die allgemeine Veranlassung zu diesem, wie zu andern Lastern, in dem ungehefferten, rohen, zu viehischen Sitten gewöhnten Menschen-

schenherz suchen müsse. Doch dieses herrscht nur bey einigen; immer mögen die Bauern sich täglich mit ihrem Viehe beschäftigen, man wird nur wenige Sodomiten finden, darunter noch der größte Theil vielleicht in abgelegenen Streugesinden aufwachsen. Bey der jetzigen Schuleinrichtung, öftern Catechisation und dem Hausbesuche, wird dieses Laster hoffentlich bald seltner werden; mit einemmal läßt es sich nicht ganz ausrotten. Bauern, die mit Deutschen umgehen, fleißig zur Kirche kommen, und das Lesen verstehen, haben weit aufgeklärtere Begriffe, als die übrigen. Wenn sich unter der jetzt anwachsenden Jugend noch Sodomiten finden sollten, so sind es gewiß nur solche von der Natur ganz verwahrlosete Geschöpfe, die an Dummheit dem Viehe, oder durch Bosheit den Furien gleichen; bey beyden kann der Prediger wenig, bey allen übrigen aber durch liebreich warnenden Unterricht, ein Großes ausrichten. Auch in andern Ländern, nicht nur da, wo Unwissenheit herrscht, sondern auch wo die besten Unterweisungen sind, giebt es Sodomiten.

Aber der Kindermord. Die weiseste Monarchinn hat alles gethan, was zu dessen Hemmung etwas beytragen kann. Fest müssen die Prediger wirksam seyn. Nicht das öftere Ablesen der Befehle, die den Bauern genug bekannt sind, und bey der öfters vorfallenden Hurerey immer in frischen Andenken bleiben, hebt das Uebel; Ermahnen und Warnen allein, auch nicht; denn der Grund des Kindermords ist nicht bloß Bosheit, auch nicht bloß Schande, zuweilen beydes nicht, sondern oft die drückende Armuth und dumme Furcht, daß die Geschwächte bey der Last der Kinderwartung nichts verdienen, und nun nebst ihrem Kinde hülflos darben werde. Im Dorptschen und Pernauischen sind die Bauern arm, niemand verlangt eine Magd mit einem Kinde; der Verdienst mit Handarbeit ist klein, und ein schwaches Kind ist schwer unterzubringen; es hindert seine Mutter bey ihren Verrichtungen; Findelhäuser haben wir hier nicht; das Aussetzen überläßt der Bauer Witzigern; die zudringende Armuth kann den wider alles mütterliche Gefühl streitenden Entschluß der Ermordung einflößen. Etliche Prediger ha-

ben

ben vielleicht in einer kleinen Vorsicht bisher ein Mittel wider dieses Laster gefunden; wenigstens sind ihre Kirchspiele davon frey gewesen. Zuerst suchen sie den Impragnator liebeich zu bewegen, die Geschwängerte zu ehelichen, damit sie und ihre betrübte Familie wieder zu Ehren komme; sie zeigen ihm dabey gewisse Vortheile, Ersparung der Strafgeelder u. d. gl.; sonderlich reden sie von dem Mosaischen Gesetze, 2 B. Mos. 22, 16. 17. welches so billig und noch nicht aufgehoben ist. Wo gar nichts auszurichten steht, da erinnern sie ihn an der Pflicht eines Vaters, sich über seines Leibes Frucht zu erbarmen, und dem unglücklichen Kinde einigen Unterhalt zu geben; sonst würde die elende Weibsperson dreyfach, nämlich an Geld, durch die Schande, und durch die Erziehungslast gestraft. Weil sie aber keine zwingende Macht haben, so bewegen sie den Herrn des Guts, um seines eignen Vortheils willen, nämlich, damit er nicht durch ein Verbrechen zweyen Menschen verliere, dem Kerl aufzulegen, der Geschwängerten zu sein und ihres Kindes Unterhalt, von seinem Lohn etwas an Korn oder Geld abzugeben; nicht zur Strafe,



nicht durch willkührliches Auflegen, sondern weil die Natur befiehlt, daß niemand die Ursache einer unglücklichen Folge seyn, und jedermann sein Kind ernähren soll; eine Pflicht, die auch der ärmste Ehemann willigst beobachtet. Nachdem dieses etlichemal geschehen war, so wurde die Sache bekannt; jede schwangere Magd entdeckt bey Zeiten ihren Freunden oder dem Prediger ihren Zustand, in Hoffnung, einen Mann oder doch eine Unterstützung zu bekommen. Dieses, oder ähnliche Mittel, können vielleicht manches Gute stiften. Den Beschwängerer mit andern Lehrkindern von neuem zur Lehre fodern, hat das Ansehen einer väterlichen Warnung wider die überhandnehmende Hurerey; es könnte aber wohl gar zu schwerern, oder zu stummen Sünden Anlaß geben. Wenn man auch gemisbrauchten keuschen Brautschmuck nach der Kirchenordnung strafft, so sollte doch billig der frühe Beyschlaf jest davon frey seyn. Alle Erfahrungen bezeugen, daß eine Catechisation, bey dem an das aneinander hangende Denken nicht gewohnten Bauer, mehr fruchtet, als drey Predigten; daher predigen einige nur eine Viertelstunde, und

catechisiren desto länger, und hierdurch haben ihre Gemeinen bey allen Visitationen Ehre) eingelegt. Des Winters wird die Kälte und im Sommer die Hitze öfters ein Hinderniß der Catechisation, zumal bey zahlreichen Communions, oder wenn zweyerley Gemeinen zu bedienen sind. Bey kurzen Predigten wird des Zuhörers Aufmerksamkeit nicht ermüdet, und ungemein viel Zeit gewonnen. Auch sind kurze nachdrückliche Reichreden und Gesänge, den langen ermüdenden vorzuziehen. Wenn die ganze Gemeinde dahin gebracht wird, daß sie sich zugleich versammelt, so wäre das Catechisiren vor der Predigt am besten; Lehrer und Zuhörer fühlen alsdenn noch keine Ermüdung. — — Sollte man nicht den die Aufmerksamkeit unter der Predigt störenden, und zuweilen beschämenden Klingbeutel abschaffen, und statt dessen so wie in St. Petersburg, bey den Kirchthüren auf einem Teller etwas sammeln?

Der geistliche Stand ist bey uns keinesweges gering geachtet; daß einige Prediger keine Achtung genießen, ist wohl durchgängig die Folge ihres Verhaltens. Sie heißen

Diener

Diener Gottes, aber sie haben menschliche Schwachheiten, die man ihnen billig übersehen muß; nur grobe Fehler dürfen nicht auf diese Rechnung kommen. Ein Säuffer ist anstößig und der Achtung unwürdig; und jener, der alle Augenblicke drohet, sich von seiner Frau zu scheiden, wenn sie ihm nicht Geld schafft, ist lächerlich. Wir sind zu billig, als daß wir sagen sollten: so machen es die Prediger; wer wollte des Einen Vergehen den übrigen zur Schuld rechnen?

Durch untadelhaftes Verhalten und durch Gelehrsamkeit erwerben sich die Prediger Achtung; eben daher läßt der rechtschaffene Mann in seinem Amte und bey seiner Wirthschaft die Studien niemals ganz liegen. Es ist doch gewiß kläglich, daß — — ich will ihn nicht nennen, in der politischen Welt ebenso, als im Reiche der Gelehrsamkeit, ein Ignorant ist; aus Sparsamkeit oder Geiz hält er nicht einmal die Gazetten, es wäre denn, daß der mitleidige Nachbar sie ihm ohne Bezahlung zum Durchlesen sendet: kläglich, wenn man in der Kirche ein Gewäsch anhören soll, bey welchem man einschlafen oder lachen möchte. Ein Prediger,  
der

der sich bloß mit Bauern beschäftigt, wird bey selten vorkommenden deutschen Amtsverrichtungen immer eine gewisse Verlegenheit fühlen, die aber Nachsicht verdient. Als denn entgeht er dem Tadel nicht, wenn des verdorbenen Witzes Herrschaft über den Verstand im geselligen Umgange zu sehr hervorsteht. Billig sollten die landischen Prediger oft zusammen kommen, sich nicht über ihre Wirthschaft, sondern über Wissenschaften besprechen, und ihre Bücher, sonderlich die neuern, einander mittheilen. Dieß ist in Liefland um so viel nöthiger, weil mancher Prediger in seinem Kirchspiele nicht die geringste Gelegenheit findet, den Geist der Gelehrsamkeit bey sich zu unterhalten, oder zu ermuntern. In einer Gegend haben ein paar Männer, die nur von ihren Accidenzien mit Nachdruck in Gesellschaft redeten, ein Sprichwort von Priestertüllmetten veranlasset. Aber wenn der Prediger gar auf der Kanzel heilige Klagen erhebt, daß er nichts zu leben habe, daß die Liebe bey seinen Zuhörern erstorben sey, weil sie ihn nicht fleißig beschenken; wenn er drohet, daß er als ein schwächlicher Mann ihnen bald durch einen seligen

seligen Tod könne entrissen werden: Du, das ist eine unausföhrliche Abhandlung von der geistlichen Hungerstnoth. Billig sollen Prediger die Barmherzigkeit, die sie ihren Zuhörern anempfehlen, selbst merklich ausüben; die Armen ihrer Stadt oder ihres Kirchspiels geben ihnen Gelegenheit dazu.

Zuweilen hört man Klagen über die Verschämung des öffentlichen Gottesdienstes. Bauern, die etliche Meilen weit von der Kirche wohnen, werden sich freylich, zumal bey unangenehmen Wetter, lange bedenken, ehe sie sich zu Fuße auf den Weg machen; sie und ihr abgemattetes Pferd haben das Geboth von der Ruhe zuweilen sehr nöthig. Die Nahewohnenden sollten immer kommen, aber Ermüdungen, Gleichgültigkeit, Hang zum Schlaf hält auch diese ab. Wie soll bey solchem Uebel der Unwissenheit begegnet, die Tugend entzündet, und der Mensch gebessert werden? Man hat eine alte Verordnung, vermöge welcher nach geendigtem Gottesdienste die Bauervormünder Acht haben, und dem Prediger anzeigen sollen, ob aus jeglichem Gesinde Leute gegenwärtig sind; die Fehlenden sollen an Geld, und das drittemal körper-

körperlich gestraft werden. Ob diese Verordnung an einigen Orten befolgt werde, oder befolgt werden könne, weiß ich nicht: aber das weiß man, daß bey großen Gemeinen die Untersuchung, die Annotation und Strafeintreibung große Schwierigkeiten machen würde, sonderlich, wenn gleich nach dem undeutschen auch deutscher Gottesdienst soll gehalten werden. Und Schärfe! Gutwillig, durch unser Verlangen getrieben, sollen wir zur Kirche kommen. Warum werden die Deutschen, und sonderlich die in Städten, denen die Kirche so nahe liegt, nicht auch wegen Versäumung des Gottesdienstes gestraft? Wenn der Prediger durch seinen Vortrag die Zuhörer gewinnt, so werden die Guten ohne Strenge kommen; die Schlechten werden auch durch Strenge nicht gut. Nach dem Catechismus zwingt Gott keinen zur Seligkeit.

An einigen Orten werden die Bauern Dorfweise zur Communion gerufen. Der Prediger kann so viel eher durch Ermahnungen und Lehren die Leute einige Tage vorher zum würdigen Genuß vorbereiten, wenn er in die gerufenen Dörfer fährt; er weiß desto genau-

nauer, ob die Leute ordentlich, und wie oft sie sich einfinden; er darf nicht befürchten, auf einmal zu viele Communicanten zu haben. Auf diese Gründe stüzet sich die deswegen gegebene Anweisung. Nur erhebt sich der Bauer selten über seine Touren oder Rorden, wie er es nennt; er glaubt alles gethan zu haben, wenn er die gewohnte Zeit beobachtet; das Rufen kann ihn darinne bestärken; den eignen Trieb, ein wahres Verlangen, sucht man vergeblich. Man sage tausendmal bey dem Rufen, daß sich nur die einfinden sollen, welche ein Verlangen fühlen, des Bauern Unterscheidungsvermögen ist nicht sehr subtil; er kommt, so bald er sein Dorf nennen hört. Einige Prediger wünschen von der Communion auch den geringsten Anschein eines Zwangs zu entfernen, und überlassen eines jeden Gewissen, wenn er sich einfinden will, ohne ein Dorf zu benennen; hingegen bemühen sie sich auf andre Art, die Ordnung in ihren Kirchspielen zu erhalten.

Der Krankenbesuch ist eine der beschwerlichsten Predigerarbeiten auf dem Lande; Finsterniß und Sturm dürfen keine Ausnahme machen:

machen: Nach einer Verordnung müssen sie selbige ohne alle Bezahlungsfoderung verrichten. Der Grund ist vortreflich, wenn es nur der Bauer nicht misbraucht, sonst muß der Prediger bey häufigen Krankenbesuchen in bösem Wetter bald erliegen. Und doch steigt diese Arbeit selten höher, als zum Opus operatum. Der Kranke ist schwach, unwissend oder furchtsam; der Prediger denkt zu rechter Zeit wieder nach Hause: Zween Gründe, wenig auszurichten. Nicht das Communionreichen, sondern der Zuspruch, die Vermahnung, der Trost, ist das Vorzügliche, welches aber die Einfältigen am wenigsten suchen. Das erste geschiehet; zu dem zweyten ist selten gehörige Gelegenheit. Doch man muß viele Dinge nehmen, wie sie sind, und sich in die Zeit und Denkart der Menschen schicken. Inzwischen ist die Besetzung auf dem Krankenbette eine schwere Sache, nicht das Werk von wenigen Stunden, vielleicht über alle menschliche Kräfte, nur Gott vorbehalten. Die Angst mag wohl manchem eine Heuchelreue auspressen; diesem gereicht, wie dem Unbußfertigen, die Communion zum Gericht; der Fromme, der

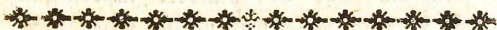


Gerechte ist immer zu seinem Ende bereit, und im Tode getrost. Eigentlich sollte der Pastor alle Kranke, auch ohne gebethen besuchen; sind deren viele, so ist es nicht möglich. Einſten verſicherte und berechnete der Prediger eines weitläufigen Kirchſpiels, daß er in jeder Woche wenigſtens fünfzehn Tage nöthig hätte, wenn er nur einigermaßen das beobachten ſollte, was die vielerley alten und neuen Prieſterverordnungen, auch andre Geſchäfte erheiſchen.

Wenn Prediger an abgebrannte Bauern Bettelſcheine geben, ſo iſt das eine eigne Sache. Mancher weigert ſich mit Recht, dergleichen auszuſtellen. In den Städten thut es die Obrigkeit, auf dem Lande kann es von der Herrſchaft des Gutes geſchehen. Der Erbbauer erwartet billig von ſeinem Herrn, dem er mit ſeinen Kräften und Vermögen dient, eine Hülfe; hiermit haben Fremde eigentlich nichts zu thun, oder die Sache könnte einen übeln Schein gewinnen. Wenn aber der Prediger gar der Abgebrannten Schaden namentlich ſpecificiret, und den Verluſt einer leeren Kleeze zum Beweggrund des Mitleids ſetzt, ſo muß man ſich ärgern.

Der

Der bettelnde Bauer erwirbt nichts; was er bekommt, verzehrt er größtentheils, und das Arbeiten verlernt er. So bald ihm sein Herr ein Haus bauet, kann er, wie vorher, ihm und sich nutzbar seyn.



## Anhang.

### Gedanken über das Rigische Gesangbuch.

**E**ine Abhandlung über den ausgebreiteten Nutzen der Kirchenlieder, oder über deren Regeln, wird man hier nicht finden; das erste gehört in die theologische Moral; das zweyte haben einige neuere Dichter bereits deutlich bestimmt. Einzelne Gedanken und ein paar gute Wünsche wird man mir zu gute halten, da sich auch Layen dem Heiligtum nähern dürfen.

Die Bibel und das Gesangbuch machen die ganze Bibliothek des gemeinen Mannes aus; besonders das letzte wegen dem Kirchengen. Des hallischen Waisenhausens Verdienst um die wohlfeile Bibellieferung ist

groß, in den meisten Ländern hat man auch für einen billigen Preis des Gesangbuchs Sorge getragen, und in den Sächsischen Fürstenthümern kauft man das beste für einen halben Thaler. Riga hat sein eignes Gesangbuch, das vor hundert Jahren ganz erträglich mag gewesen seyn; für unser Jahrhundert ist es gewiß nicht gemacht. Dieses wird in einem ganzen Herzogthum von vierzig Meilen in der Länge gebraucht, daher ist es bereits sehr oft aufgelegt worden; man bezahlt es mit zwey bis drey Rubel. Für Arme ist das sehr viel Geld, und wenn nun ein solcher seinen sauern Schweiß, sein ganzes Capital zu dessen Anschaffung verwendet, was hat er denn dafür? Noch ist wohl in den neuern Zeiten kein erbärmlicher und kläglicheres Gesangbuch in der Christenheit gefunden worden, als eben dieses rigische. Der Beweis? wo soll man anfangen, wo aufhören? hier wäre Stoff zu einem Folianten. Doch ich will nur einzelne Bemerkungen anzeichnen.

Der Himmel behüte jedes Land für solchen Kirchenobern, die ihr unbemerktes Daseyn bloß durch eine geänderte Ausgabe des Gesang-

Gesangbuchs oder des Catechismus bedeutend machen wollen. Da aber die wachsenden Wissenschaften ihren bessernden Einfluß auch auf die Lieder verbreiten, so ist es doch wohl ein sonderbarer Einfall, wenn man ein Gesangbuch lediglich wegen seines ehrwürdigen Alters beybehält. Wir haben seit einiger Zeit manche verbesserte und noch mehr schöne neue Lieder erhalten, davon einige in ganzen Sammlungen erschienen sind. Die Bemühungen eines Gellert, Schlegel, Cramer, Neander, U, Klopstock, Zollikofer und anderer sind in diesem Fach bekannt. Einige meiner Freunde behaupten, daß sie die alten guten Lieder viel geistreicher und erbaulicher finden, als die neuen; aber vielleicht mischt sich hier Vorurtheil ein, oder die Ungewohnheit nimmt Antheil. Wo die neuen öffentlich aufgenommen worden, wenn sie nur nicht über den Begriff des großen Haufens gehen, da hat man ihre Brauchbarkeit gesehen. Freylich sind die Gerhardischen und manche andre alten Lieder immer schön, einige in ihrer Art vollkommen; solche aus dem Gesangbuch zu verdrängen wäre unerlaubt. Aber sie hier und da ändern? Zu-

weisen mag es gut oder gar nöthig seyn; aber oft bewundern wir in der getroffenen Aenderung die schönere Poesie, und den alten schönen Gedanken — — in seiner Stärke — — suchen wir vergeblich. Es kann nur ein verdorbenes Gefühl seyn; aber ich finde den mehrmals geäußerten Wunsch, alte brauchbare, sonderlich allgemein bekannte Lieder ungeändert zu lassen, nicht eben tadelhaft. Der gemeine Mann möchte irre werden; er lernt lieber ein ganz neues, als die Aenderungen jener alten Lieder, die er schon in der Jugend mit dem Gedächtniß faßte, und nun täglich, selbst bey seiner Arbeit, voll tröstender Empfindung anstimmt. Man lasse ihm diese, wie sie sind, das Aendern ist ohnedem eine undankbare beschwerliche Arbeit, lieber nehme man mehrere neue auf, und werfe die unbrauchbaren ganz weg. Nur solche Verbesserungen verdienen Dank, die in sonst guten Liedern unbekannte Wörter mit verständlichen, und falsche Gedanken mit erbaulichen vertauschen. Die allgemeine Erbauung muß wohl immer der große Zweck der Kirchenlieder seyn; was diese nicht befördern kann, beschwert das Gesangbuch vergeblich.

Nun

Nun das rigische. Man gehe es durch, so wird man sehen, 1) daß es von schlechten, unbrauchbaren und fehlervollen Liedern die vollständigste Sammlung enthält; 2) daß, wie viele Prediger versichern, man nicht leicht Lieder, die gehörig zu den Vorträgen passen, darinne findet; 3) daß manche Lieder ohne gehörige Wahl ganz am unrechten Orte stehen; was macht: Vergieb uns lieber Herr Gott, unter den Tischliedern? 4) ohne an die ganz neuen zu denken, so sind sehr viele gewöhnliche Lieder gar nicht darinne aufgenommen, als: Eins ist noth, ach Herr; Die Seele Christi heilige mich; das Arnoldische: Mache dich mein Geist bereit; das Langische: O Jesu süßes Licht, und andere. 5) Die angehängten Collecten gehören unter die elendesten, die noch je vor den Altären sind gesungen worden, wenn man etwa ein paar davon ausnimmt. 6) Selbst die am Schluß befindliche allgemeine Beichte kann mit Recht allgemein heißen, Juden und Heiden können sie brauchen, weil des Verdienstes Christi mit keinem Worte darinnen gedacht wird. Das sind doch wohl schon vielbedeutende Mängel.

Die angehängten Gebethe will ich übergehen. Aber vielleicht thue ich einigen meiner Landesleute, die eben nicht mit der neuen Litteratur bekannt sind, einen Gefallen, wenn ich manche unverdauliche Liederfehler, mit Vorbeygehung der geringern, zum Beweis des ersten Punkts namhaft mache. Gellerts Erinnerungen wissen wir alle; andrer Abhandlungen sind manchem weniger bekannt. Im rigischen Gesangbuch sind 1) die lateinischen Lieder eben so unbrauchbar, als chinesische; aber die beybehaltenen halb deutsch und halb lateinischen wird niemand singen, als wer ein Spötter oder verrückt ist. 2) Einige geben schlechterdings keine Erbauung, als: Ein Weib, das Gott den Herren liebt. Hieher gehört auch der sonderbare Anhang bey dem Liede: Wenn mein Stündlein vorhanden ist, bey welchem es überdieß ausdrücklich heißt, daß er nicht gebraucht werde; man behält ihn also wohl zur Verschönerung oder zur Anfüllung des Buchs. 3) Ist es wohl erhört, daß auch Gesänge, die wider unsrer Kirche eigne Lehrsätze und Glaubensähnlichkeit streiten, hier angetroffen werden, z. E. der Lobgesang an die Jung-  
 frau

frau Maria; Sie ist mir lieb, die werthe  
 Magd. Einige halten es wohl gar für ein  
 Stück aus der Johannischen Offenbarung;  
 wenn nur nicht dabey stünde: sie thut all  
 mein Begier. Der Verfasser kann uns nicht  
 irren, wenn wir nur die Zeit, in welcher er  
 es aufsetzte, wissen. 4) Unnützlich sind alle Lie-  
 der, die gar keine, oder leichtsinnige, oder  
 gar zu schwere Melodien haben, als: Lieb  
 dich zufrieden und sey stille, nebst vielen  
 andern. Auch solche gehören hieher, wo  
 zwischen jedem Vers ein Stück aus einem an-  
 dern Liede eingeschoben ist, daß zu unver-  
 meidlicher Verwirrung immer zwei Melodien  
 abwechseln. Ueber: Daß die Sonn des  
 Tages hier, steht insgemein: in eigner  
 Melodie; aber die Ausgabe von 1730 hilft  
 uns aus dem Traum, denn da heißt es: nach  
 der Melodie, Rosilis mein ander ich. Nun  
 das ist doch lustig. 5) Ungeheuer groß ist  
 die Anzahl solcher Lieder, in welchen falsche,  
 unverständliche, unrichtige, schwer zu erklä-  
 rende Gedanken vorkommen. Hier könnte  
 man ein Drittheil des Gesangbuchs abschrei-  
 ben. H. Sack, in dem siebenten Stück sei-  
 nes vertheidigten Glaubens der Christen,



merke an, daß der Ausdruck: o große Noth, Gott selbst ist todt, vieler Erklärung bedarf, um erträglich zu seyn. Freylich ist Gott unsterblich; inzwischen finden noch Erklärungen Statt, denen das Evangelium zur Seite stehet. Aber man kann Lieder anführen, wo offenbare Ungereimtheiten gesagt werden. In: Weg mein Herz mit den Gedanken, heißt es v. 5. daß Gott nach unsrer Seligkeit jächet, brennt, und daß sich in seinem Herz der Kummer häuße. Nach Also hat Gott die Welt geliebt, v. 3. soll Gott Jesum in die Hölle und ewige Pein gestossen haben. In No. 1131. lernen wir, daß uns Gott der Vater in der Ewigkeit mit edlem Balsam schmieren wird. In No. 1344. wird Gott v. 3. gebeten, Er möge doch nicht schlafen, sondern sich erwecken lassen. Aber alles übergeht das Lied: Christo dem Osterlämmelein, wer will, der lese es selbst; ich denke nur der Worte in v. 9. Maria Zeugniß das ist wahr, Gott geb was lügen der Jüden Schaar. Wie? man wünscht, daß es wahr seyn möge, was die Jüden von Christo lügen, daß er ein Betrüger gewesen, und von seinen Jüngern aus dem Grabe gestohlen

stohlen worden? 6) Lieder, die nach Fanatismus schmecken, nimmt man andern Gemeinden übel, und ziehet aus selbigen Gründe wider ihre Lehren; aber wir vergessen uns selbst. Man lese z. E. Ich grüße dich, Du frommster Mann. 7) Etliche Gesprächslieder klingen wirklich etwas komisch, als im Erstanden ist der heilige Christ. Einige mögen noch so hingehen, wenn jede Person durch einen ganzen Vers redet, und dem Einfältigen zu gute immer angezeigt wird, wem die Worte in den Mund gelegt sind. Unrecht ist es hingegen, wenn die redenden Personen in jedem Vers etlichemal abwechseln, weil die Aufmerksamkeit ermüdet, oder nicht zureicht, als woraus leicht Unsinn entstehet. Ich wette, daß mancher aus: Wo find ich Hülff und Rath, die Worte v. 2. ich ruf und schrey zu dir, Herr Jesu, laß dich finden! Du hast dich selbst getrennt von mir mit deinen Sünden, in Einfalt so singt, daß er steif glaubt, Christus habe gesündigt, und sich getrennt. 8) Unerweisliche Gedanken gehören nicht in Gesänge; aber man findet deren genug darinne. Ob nach: Mein Seelchen

chen schwinde dich empor, Christus im harten Winter geboren und in Windeln gewiebt habe, gehört für die Antiquarier. In No. 131. wird versichert, Christus habe das Wasser in rothen, und nicht in weißen Wein verwandelt. Aus: Fahr nur hin du schnöde Welt, könnte wohl der Schwefelwein, den man in der Hölle trinkt, wegbleiben. Lustig genug ist es, daß nach No. 119. v. 7. die Fische nicht eher, als um zwölf Uhr, Gott danken. Aber zu viel wird in No. 958 gefodert, nämlich, man solle aller Welt zu Spott werden, sonst wolle uns Gott nicht erscheinen. 9) Reim und Sylbenmaaß gebaren in den Zeiten der hinkenden Poesie manche müßige Worte; es ist Zeit sie wegzuzwerfen. Dieser Punkt möchte wohl manches Lied verdrängen oder umschaffen. In: So wünsch ich nun ein gute Nacht, fehlte v. 12. der Reim auf Nöthen, zum Glück fielen dem Dichter die Kröten bey, und nach der prästabilirten Harmonie schrieb es seine Feder auch sogleich nieder. 10) Daß uns Petrus durch das ganze Lied: Wer wegen seinen Sünden, seinen Fall erzählet, hat noch keinen erbaut. Beynahe würde ich alle

alle Lieder, in welchen bloß Geschichte erzählt werden, hieher rechnen, als: *Hilf Gott, daß mirs gelinge.* 11) Unbiblische oder schielende Deutungen sind wegzustreichen. Warum beschuldigt man in: *Ihr lieben Christen freut euch nun, v. 16.* den Pabst, daß er die Creatur beschwere. Dem sanftem Christenthumscharakter wäre es angemessener, wenn man aus der Litaney und andern Liedern das wegließe, was andern Religionsverwandten beleidigend ist. Wer das Lied: *O liebes Kind, o süßes Kind, andächtig singt*, der wird stutzen, wenn er hört, daß Christus schnellere Füße gehabt, als *Ufabel*, da Er doch kein Meister in der Laufertunst seyn wollte; stutzen, wenn Christus v. 3. ein *Mosensohn* heißt. 12) Auch werfe man die dunkeln, fremden, undeutschen Worte weg, und vielleicht hierdurch einen Theil des Gesangbuchs. Zur Probe lese man: *Gegrüßet seyst du, Jesu Christ, oder: Sag Menschenherz;* und namentlich einige anzuzeichnen, was ist in No. 1261. der *Zauber- spieß*, das widersprechende *schreckliche Freudenfeuer*, und mit dem *Feuerheerd* beschämen? In No. 1141. *Geld, Gut-*  
kann

kann uns nicht baten, baten, wer versteht das? In No. 518. v. 7. hat das Wort Dra-  
 de gar keinen Verstand. Ganze Zeilen von  
 solchem Schlage stehen in: Jesus Vorhaut  
 wird beschnitten. 13) Eben so unschicklich  
 sind falsche oder unbekannte Gleichnisse und  
 Bilder. Nach: O Sicherheit, du Pest  
 der Seelen, v. 10. haben kleine Mäuse der  
 Pohlen König gefressen; im v. 11. kömmt der  
 Nachtgesell auch schwarz und wendig vor;  
 aber wer kann wohl von sich selbst im v. 14.  
 singen, daß er höher steige als Julius, wel-  
 cher? und Alexander. 14) Da wohl nicht  
 leicht ein regierender Fürst das rigische Ge-  
 sangbuch zu seiner Hausandacht erwählen  
 dürfte, so könnte das Lied: Gott, der Reich-  
 thum deiner Güte, ohne Schaden einem  
 brauchbarern Platz machen. Niemand als  
 ein Fürst, der Länder regiert, Schlachten ge-  
 liefert, seine Feinde geschlagen, und der  
 gelbe Haare hat, kann dieses Lied mit  
 Wahrheit singen. 15) Die zweydeutigen  
 Ausdrücke sind gar unausstehlich, als:  
 O Jesu, du verliebter Gott. Aus: O Je-  
 su süß, wer dein gedenkt, gehört der Jung-  
 fernsohn auch hieher? In dem Liede: Der  
 Tag

Tag beginnet zu vergehn, singt man vom Brauttanz, Affenwerk, Fastnachtspiel, vom Fleisch der Braut Christi, das den wilden Thieren gegeben wird, u. d. g. In: Kommt Heidenheiland, Lösegeld, heißt es v. 3. der Leib wird schwer durch Gotteskraft, doch unverlezt der Jungfrauschaft; das mag wohl etlichen Betagten erwecklich seyn. Wenn in einigen Liedern Christus ein Engel, Prinz, oder seine Geburt eine neue Mähr, welches jetzt ein Mährchen, eine Erdichtung bedeutet, genennet wird, so ist es wenigstens unerbaulich. Besser ist es, wenn man diese, aber auch alle pöbelhafte Ausdrücke, als Dreck u. d. g. wegstreicht, und 16) auch die ungeheuren Wiederholungen, die niemals erbauen; als in: Rühm du werthe Christenheit. In einem andern Liede soll man bey jedem Vers singen: Ein Jungfrau keusch, rein und schön, hat geboren Gottes Sohn, und blieb doch ein Jungfrau rein. Daß in No. 1137. das Wort Ewigkeit soll siebzigmal wiederholt werden, ist beymahe zu viel. 17) Lieder, die zu hoch, und eben dadurch unverständlich sind, schaffen zu wenig Nutzen, z. E. Wer ist diese Fürstendirne; 18) dahin gehören

gehören auch die, wo die ausartende Einbildungskraft mehr verwüftet als erbauet. In: Ich steh an deiner Krippen hier, ist v. 5. der unmögliche Wunsch, unsre Seele möge ein Abgrund, ein Meer seyn, Jesum zu fassen. Dergleichen Säckelchen kommen in diesem Liede mehr vor. In dem Ristfischen: Wach auf mein Geist, erhebe dich, heißen die Wunden Jesu fünf Keller, fünf Tische, fünf Apotheken. Etliche Ueberschriften der Passionslieder, an die Füße, Hände und Knie des sterbenden Jesus könnten wohl ausgestrichen werden. 19) Die fürchterliche Poesie ist zu beleidigend, als daß man sie beybehalten könnte. In Kirchengesängen darf man zwar die Schönheit der Sprache, ohne Bedenken, zuweilen der Schönheit der Gedanken aufopfern; aber was zu arg ist, das ist zu arg. Wer Lust hat, der lese das Lied: O Mensch beweine dein Sünde groß; nur ein wenig Geschmack, und man bekommt dabey Kopfschmerzen. Eben so kann man sich bey: Wacht auf ihr Christen alle, in der Geduld und im Sylbenmaaß üben. Die Worte v. 5. wenn ihr vorm strengn Urthl werdt stahn, sollen nicht mehr als sechs

sechs Sylben ausmachen. Das ganze Lied ist unerträglich.

Hier breche ich ab, denn ich will weder meine Leser noch mich mit bekannten und oft gesagten Sachen ermüden. Insgemein rechnet man die Kirchenlieder zu den öffentlichen Glaubensbekenntnissen, und unsre Theologen haben selbst andre Gemeinden aus ihren Gesängen beurtheilt. Hilf Himmel, wie werden wir bestehen, wenn man uns nach dem rigischen Gesangbuch richtet? Das revalsche ist eben so elend, als das rigische; aber man ist schon seit einiger Zeit ernstlich auf dessen Verbesserung bedacht, und hoffentlich wird uns Reval ehestens ein neues liefern. Viele Prediger warten darauf, um es bey ihren Kirchen einzuführen; thut Riga nicht ein gleiches, so wird das revalsche, oder ein anderes, wäre es auch nur das königsbergsche, an mehrern Orten selbst im Rigischen gebraucht werden.

Soll ich wohl noch beweisen, daß eine neue verbesserte Ausgabe des rigischen Gesangbuchs nöthig sey; aber nicht so eine, wie bisher bloß auf dem Titelblat gelesen worden, sondern eine ganz umgearbeitete, von



schlechten gereinigte, und mit desto mehr neuen guten Liedern bereicherte. Die meisten Prediger und andre gute Christen wünschen es. Die ersten versichern, daß sie nicht mehr, als etwa achtzig Lieder aus dem ganzen Gesangbuch, das sogar in St. Petersburg gebraucht wird, in der Kirche können singen lassen. Den ganzen Schwarm der elendesten Lieder muß man ohne allen Nutzen für baares Geld mitbezahlen.

Die unbekanntnen Wörter in allgemein bekanntnen Liedern könnte man auch wohl stehen lassen, und bloß durch eine kurze Erklärung in einer beygefügtten Note der Einfalt zu Hülfe kommen, als bey dem Wort Fehde oder Susanne, dessen Sinn mancher Prediger nicht errathen kann. Wenn die verbesserte Ausgabe nur gute Lieder aufnimmt, und nicht, wie bisher, in dreyerley, sondern in einem Format erscheint, so kann sie wohlfeiler seyn; und alsdann wird sie auch gewiß gekauft. Große Auflagen sind das sicherste Mittel, das Buch für so billigen Preis zu geben, daß es auch der Arme bezahlen kann. Gute Stiftungen, Vorschuß oder Lotterie wären

ren Mittel, etliche hundert Bücher an Bedürftige umsonst auszutheilen.



## Filfte Betrachtung.

### Ueber die Heer- und Landstraßen.

**U**nsre Landstraßen sind größtentheils in vorzüglich gutem Stande, sonderlich im Rigischen Gouvernement, wo man nicht nur wegen der Wegverbesserung die besten Einrichtungen getroffen hat, sondern wo auch die Ordnungsgerichte genau auf deren Befolgung sehen. Selbst die Zierlichkeit ist in Betracht gezogen, die Werst- und Brückenpföste nach einem Model gemacht, angestrichen, und gut beschrieben worden. Im Revalschen wären vielleicht noch hin und wieder einige Schritte bis zur Vollkommenheit thunlich: die lange Figur der Werstpföste mit eingerechnet.

Ueberhaupt würden unsre Wege noch besser seyn, selbst bey dem schlechtesten Frühjahr- oder Herbstwetter immer besser seyn,

wenn man zwey Dinae vermiede. Bisher hat ein wirthschaftlicher Possessor zuweilen in seiner Gränze die alte harte lang gebefserte Straße in seine Felder gezogen, und dagegen eine unnützerere Stelle zum Wege liegen lassen. Das sollte nie geschehen. Es dauret zu lange, ehe ein von Natur weiches Land die zu einer Straße gehörige Festigkeit erlanget. Um meisten aber schaden die Zäune. Im Lettischen und in einigen Gegenden Estlands sind sie seltener, aber im Dorptischen, und noch mehr im Pernauischen, ist es beynah nicht auszuhalten; man fährt meilenlang zwischen lauter Zäunen. Hierdurch sind zwey Uebel unvermeidlich: 1) Im Winter häuft sich der Schnee zwischen den Zäunen so abscheulich, daß man gar nicht, oder mit größter Beschwerde, durchkömmt. Der Bauer findet noch Schlupfwinkel; welcher Reisende wagt es, diese aufzusuchen? Oft bleibt man mit Pferd und Schlitten in den Schneetiefen, und wer mit schwerer Equipage fährt, muß sich wohl gar mit Mühe und Kosten ausgraben lassen: hier könnten neuerliche merkwürdige Beyspiele angeführt werden. 2) Im Frühjahre bleibt der schmelzende

zende Schnee am längsten zwischen den Zäunen liegen; man fährt schon aller Orten mit Wagen, aber hier ist kein Durchkommen. Und was das ärgste ist, der liegende Schnee erweicht bey dem langsamen Schmelzen den besten Weg bis auf den Grund, und weil Luft und Sonne auf einer zwischen Zäunen eingeschlossenen Stelle nicht frey genug wirken, so bleibt diese weit ins Jahr hinein immer böse. Durch ein gänzlich Verboth aller Zäune längst den Straßen würden die Reisenden, so wohl wie die, welche dergleichen Stellen bessern sollen, gewinnen. Auf der einen Seite ein Zaun, ist noch halb erträglich; aber eine Straße zwischen zween Zäunen, bey unserm häufigen Schnee und übeln Wettern, wird zu schlecht. Tiefe Gräben, eine Besserung der Aecker, vertreten völlig die Stelle der Zäune. Wo solche ja längst den Dörfern unumgänglich nöthig sind, da sollte der Zwischenraum zur Straße wenigstens zwanzig Faden betragen.

Zuweilen erlangen die Ordnungs- und Haakengerichte bey aller angewendeten Sorgfalt doch ihre Zwecke nicht. Der Widerspenstige läßt wenig oder nichts bessern; er

braucht seine Bauern zu Arbeiten, die ihm Vortheil bringen. Es wird ihm eine Geldstrafe auferlegt; er querulirt, sucht seine Sache durch eine geschickte Wendung ins weite zu ziehen; endlich bleibt er vielleicht ohne Strafe. Ganz willkürliche Strafen werden die Gerechtigkeit in Gefahr setzen; aber wenn die Wegbesichtiger gar nicht, oder bloß den Bauer strafen dürfen, der, wenn er auch unschuldig ist, bey bemerktem Unrath, mit dem Fuchse in der Fabel, sachte davon schleicht, so werden bey allen guten und scharfen Verordnungen doch immer etliche schlechtere Stellen vorstechen. Jeder Hof hat ein zwingendes Recht über seine Bauern; ihm liegt es ob, die untadelhafte Verbesserung zu besorgen; oder, wenn er seinen Leuten nicht die nöthige Zeit bestehet, die aufgelegte Strafe zu entrichten.

Zum wahren Vortheil des Publikums, hat man seit einiger Zeit auch auf die Verbesserung der Kirchenwege nachdrücklich gedrungen. Diese vertreten im Lande hin und wieder die Stelle der Heerstraßen; daher sollte keinem Possessor erlaubt seyn, sie zu ändern, oder nach der Bequemlichkeit seiner Krüge

Krüge zu verlegen; sonst werden sie niemals in guten Stand kommen. Am meisten sollte man auf solche sehen, die aus einem Kirchspiel in das andere führen, und sie, obgleich nicht so breit, doch bey nahe eben so gut, als große Straßen, bessern.

Nicht die Größe des Contingents, sondern die Entfernung scheint bey der neuern Wegeintheilung im Rügischen denen eine Beschwerde, welche ihre Bauern etwa zehen oder mehr Meilen weit zur Wegverbesserung senden müssen. Der Patriot übernimmt selbst, bey der Vermuthung einer Gravation, willigst eine Last, die das allgemeine Beste befördert. Gott selbst kann es nicht allen Menschen recht machen. Die von ihrem Contingent weit entlegenen Güter müssen nur allzeit die nöthigen Materialien bey ihren Wasserbrücken im Vorrath halten, und mit dem nächsten Gut Abrede nehmen, daß die schadhafte Brücke sogleich in Stand gesetzt, die aufgewendete Zeit aber von dem, dessen Contingent es ist, wieder gehörig ersetzt werde; sonst möchten sich, sonderlich bey Durchmärschen u. d. g. Fälle ereignen, da der nahe Possessor Verdruß, und der entfernte, dem

die zerbrochene Brücke gehört, Verantwortung, beyde aber ohne Schuld, sich zuziehen.

## Erster Anhang.

### Von den Zäunen.

Die Engländer bemühen sich, in ihren Wirthschaftsschriften die Umzäunung der Felder und Wiesen, als eine merkliche Verbesserung, nachdrücklich anzuempfehlen. Ihre Gründe werden eben nicht einen jeden überzeugen. Dort legt man überdieß lebendige Zäune oder Hecken an, die fast gar keine Unterhaltung kosten, sondern noch Holz zur Ausbeute geben. Unsre Zäune hingegen sind ein wahrer Waldverderb, weil sie ungeheures Holz erfordern: jeder Staake, und deren werden jährlich viele Millionen verbraucht, kostet einen anwachsenden Gränbaum. Diese machen aber erst den sechsten Theil des Zauns aus. Einen großen Theil des Frühjahres verbringt man bloß mit Anlegung und Verbesserung der Zäune, die jährlich schadhast werden. Wie sehr sich der Schnee dagegen anhäuft, wie oft das Roggengras dadurch ausfaulet, ist allgemein bekannt. In Gegenden,

genden, die ein Holzmangel drückt, versteht man ohne Zaune zu wirtschaften. Einige Höfe im Dorptschen haben zur Ersparung des Holzes und der Arbeit bereits angefangen, ihre Zaune wegzumwerfen, und an deren Statt Graben um die Felder zu ziehen, als wodurch sie zugleich das schädliche Wasser ableiten, und ihre Aecker verbessern. Aber den Bauern fällt es schwer, ihren lieben Zaunen zu entsagen. Einem einzigen Arrendator ist es geglückt, durch sein Beyspiel und Sureden, die unter ihm stehenden Kronsbauern zur Abschaffung der Zaune und zum Graben ziehen um ihre Felder, willig zu machen. Ein rühmliches Beyspiel!

Der einzige Nutzen, den wir von unsern Umzäunungen erwarten können, ist die Abhaltung des Viehes von dem Korn: ein sehr seichter Grund, da Höfe und Dörfer bey ihrem großen und kleinen Viehe Hüter halten. Nur die Bauerschweine streifen ungehütet frey herum, und die Arbeitspferde an den Sonntagen; aber eben das ist unrecht, weil der Bauer, aller seiner Zaune ungeachtet, dennoch einen großen Theil seiner Aernde durch sein Vieh, am meisten durch die Schweine,



ne, verliehrt. Diese brechen durch, oder sie springen über den Zaun, und nichts ist vermögend, sie abzuhalten, so bald sie in den Geschmack kommen. Mit den Pferden ist es zwar nicht so arg, doch verlaufen sie sich oft, und verursachen durch das Auffuchen bey der dringendsten Arbeit einen unerseßlichen Zeitverlust; viele werden, zum Schaden des Herrn und des Bauern, eine Beute der Wölfe. Hier muß die Wachsamkeit des Herrn seiner Bauern Sorglosigkeit zu Hülfe kommen: in jedem Dorfe müssen die Pferde allezeit mit den Kindern, und die Schweine entweder mit den Schafen oder besonders, geweidet werden. Dieses macht keine Schwierigkeit, weil die kleinern Dorfskinder insgemein die Hütung begleiten, bey welcher nicht nur ein Hüter, sondern auch erwachsene Dirnen, als Korden stehen. Gesezt aber, es wäre noch ein Lohnhüter nöthig, so gewinnen die Bauern durch das gerettete Korn dennoch dessen Unterhaltung vierfach.

Wozu sind also die Zäune? man schaffe sie ab; nur da, wo man die kostbaren Arbeitstage nicht besser zu gebrauchen weiß, behalte man sie bey. Bloß einzelne abgelegene

ne

ne Buschländer, weil sie dem Viehe zu sehr ausgesetzt sind, bedürfen der Umzäunung; das kann aber ohne viele Mühe und ohne Holzverderb geschehen.

## Zwenter Anhang.

### Von den Krügen und Mühlen.

Nabe Dorfstrüge laden den zur Böllerey geneigten Bauer zu oft ein, seines Gesindes Wohl den aufwallenden Trinklusten nachzusetzen; aber Krüge an den Straßen sind den Reisenden desto unentbehrlicher. Nur unser Erwerbungsgeist hindert es, sonst würden wir die ersten einschränken, und mehr Sorge auf die andern wenden. Dieser letzten Anzahl so wohl, als ihre Bequemlichkeit, gehört zu einer guten Policcy. Im Revalschen giebt ein Gesetz jedem Possessor die Freyheit, auf seinem Grund und Boden so viel Krüge anzulegen, als er für gut befindet. In Betracht der Straßen ist dieses Gesetz sehr vernünftig. Laßt es seyn, daß man unter manchem Gute beynabe eben so viel Krüge als Bauerhütten zählt; das Publikum leidet nichts dabey, sondern bloß der Possessor, der seine

seine Freyheit misbraucht. Ein ordentlich unterhaltener, bequem eingerichteter, und mit den nöthigen Bedürfnissen versehener Krug findet immer Absatz; der Reisende ist hierdurch niemals verlegen; wenn er zween besetzte Krüge vorbey fahren muß, so ist doch in dem nahe gelegenen dritten zum Einkehren Raum genug. Im Rigischen ist, wo ich nicht irre, bloß durch einen Landtagsbeschluß die Anzahl der Krüge an den Straßen sehr eingeschränkt, weil alle, die nicht im Schwedischen Wackenbuche angezeichnet stehen, für widerrechtlich erkläret werden. Die Besitzer solcher privilegirten Krüge gewinnen hierbey vieles; aber das Publikum leidet. Der Krug mag beschaffen seyn, wie er will, wenn er auch in dem Augenblicke einen Einsturz und euch zu erschlagen drohet, ihr müßt einkehren, oder unter freyem Himmel bleiben. Wir fahren weiter; nach zwey Meilen finden wir wieder einen Krug, aber vielleicht eben so schlecht, voller Menschen, es ist kein Raum, und wir und unsre Pferde sind ganz ermüdet. Oder es ist in diesem Kruge nichts zu haben; oder er ist gar abgebrannt. Welche Beschwerde! Winkelkrügerey ist verbothen; aber  
hier

hier und da ist von dergleichen zu hören, wo die Nachbarn aus Nachsicht, Furcht, oder durch Befolgung gleicher Grundsätze einander nicht angeben. Dorfkrüge schaden und nützen in gleichem Maaße, aber es giebt deren genug. An den Straßen hingegen spüret man wirklich, sonderlich wenn im Winter viele Fuhren gehen, einen merklichen Mangel. Sollte diese Abmachung oder Gesetz, wenn es eins ist, von der eingeschränkten Anzahl der Krüge an den Straßen, nicht etwas unbillig seyn? Etlichen Privatpersonen zum Vortheil, soll das Publikum leiden. Alle Höfe und Dörfer, längst der Straße, habent gleiche Beschwerde, Hülfsleistung für Reisende, Durchmärsche, Schüsse, Vertreten der Felder, alles fällt ihnen zur Last; aber an den Vortheilen sollen nur einige Theil nehmen, da doch die andern eben so gut ihr Land zu Anlegung des Weges hergaben. Das Schwedische Wackenbuch — — aber hält man denn alles strenge, was die Alten verordneten, und kann man es immer halten? In vorigen Zeiten sahe man auf unsern Straßen weniger Menschen, als jetzt; man bedenke nur, wie viele tausend Fuhren nur  
aus

aus Rußland kommen, und dahin gehen. Wenigstens sollte jeder auf seiner Gränze an der StraÙe doch einen Krug anzulegen das Recht haben; die alten schlechten verfallenen Krüge aber sollten, so wie ungebesserte Wege, der Abndung des Richters überlassen, oder den Nachbarn frey gestellet seyn, bessere dafür aufzubauen.

In Ansehung der Mühlen beobachtet man nicht aller Orten einerley Sitte oder Gesetz. Einige behaupten bey ihren Mühlen ein Ausschließungs- oder wohl gar ein Zwangsrecht. Das geht etwas zu weit. Mühlen sind eins von unsern großen Bedürfnissen. Gesezt, die sogenannten privilegirten Mühlen bleiben durch Zufälligkeit, wegen Mangel oder Ueberfluß des Wassers, stehen, soll denn darum die ganze Gegend hungern? Bey anhaltender Dürre muß man ohnedem manchmal viele Meilen weit nach einer Mühle suchen, wie unter andern noch im Jahr 1766 geschah. Das Wohl des Landes erfordert, daß ein jeder, wer nur kann und will, Wasser- oder Windmühlen, wenigstens für sich und sein Gebiethe, und wo es nöthig ist, auch für fremde Mahlgäste,

an-

anlege, da sich die Menschen in Liefland seit einiger Zeit merklich zu mehren anfangen.



## Zwölfte Betrachtung.

### Der Handel.

**K**urze Bemerkungen, abgebrochene Gedanken, Blicke zu Veranlassung weiterer Aussichten, und sonst nichts, wird man hier lesen.

Läßt sich wohl ein Verfall des liefländischen Handels vermuthen? Wunderbare Frage; alle Dinge sind dem Unbestand unterworfen: aber so lange weise Gesetzgeber ihr wohlthätiges Auge auf uns richten, läßt sich die Vermuthung eines Verfalls kaum denken. In allen Ländern wetteifert man, dem Handel einen rechten Schwung zu geben; Liefland hat von der Natur dazu die glücklichste Anlage.

Die Stockung eines Handlungszweiges, der Verfall eines oder mehrerer handelnden Häuser, der verringerte Absatz, der fallende Credit, sind Uebel, welche Kaufleute treffen;

von ihnen gilt noch kein Schluß auf den Verfall des Handels, weil sie mehr personel, als allgemein fühlbar werden. Wir handeln mit ausgehenden und einkommenden Waaren. In Riga und in Pernau ist die Bilanz uns vortheilhaft, in Reval bezahlen wir dem Ausländer zwey Drittheil baar. Hierdurch, und wegen der aus Mangel der Rückfracht erhöhten Fracht, würden hier die Waaren theurer seyn, wenn der merklich kleinere Zoll nicht seinen Einfluß zeigte. Was der Ausländer von uns kauft, sind fast lauter Dinge, die zu den ersten Bedürfnissen gehören, immer begehrt; unser Absatz bleibt folglich gewiß, so lange wir wohlfeiler, oder doch eben so wohlfeil verkaufen können, als St. Petersburg, Königsberg, Danzig u. d. g. Wer uns Waaren zuführt, nimmt gern Rückfracht; in unsern Seestädten bleibt daher wenig unverkauft liegen. Die einkommenden Waaren sind von zweyfacher Art; einige werden hier im Lande verbraucht; andere, nämlich verschiedene von den Rußischen, wie auch alle Pohlische und Curische Waaren, gehen durch unsre Hand nach andern Ländern. Die letzten können durch Zufälle eine  
 kleine

kleine Stockung leiden; der Absatz der ersten ist gewiß, ob sie gleich, wenn man das Salz ausnimmt, größtentheils zum Luxus gehören. Der Zoll macht selten eine Aenderung. Bey den ausgehenden Waaren bezahlt ihn der Ausländer, unser Kaufmann aber bestimmt den Preis, den er für unsre Produkten geben kann. Wir verkaufen sie auch wohl bey niedrigen Preisen, und wenn wir unser Korn aufschütten, so siehet der erfahrne Kaufmann auch hierbey seinen Vorthail. Einigkeit und gleiche Gesinnungen sind hier die erste Maxime; Vorkäuferey oder übereiltes Ueberbiethen schadet wenigstens auf ein Jahr. Bey den einkommenden Waaren wird der Zoll von dem Kaufmanne bloß vorgeschossen; der Käufer merkt es kaum, daß er diesen nebst Interessen wieder bezahlt; einige wenige schränken etwa bey einer bemerkten Theuerung ihre Bedürfnisse ein: im Ganzen macht es keine Stockung. Aber langes Ausborgen wird dem Kaufmanne beschwerlich oder gar verderblich; denn ein Capital liegt ihm lahm, wohl gar mit Gefahr des gänzlichen Verlustes: zu Erhaltung seines Credits muß er mit Schaden Gelder suchen.



Länder berechnen bey den creditirten Waaren ihre Interessen; unsre Kaufleute sollten billig ein gleiches thun, nur müßten sie alle gleiches Sinnes seyn, damit keiner auf diese Art seine Käufer verfühle, noch durch viele ausstehende oder verlohren gehende Schulden sich ruinirt sehe. Eben daher läßt kein kluger Kaufmann an unsichere oder unbekannte Personen etwas verabsolgen; denn wollte er durch Steigerung aller, auch der baar bezahlten Waaren, den erlittenen Verlust gut machen, so ließe er Gefahr, alle Käufer abzuschrecken.

Das personelle Glück beruhet eines Theils auf der weisen Hausökonomie, den Schranken, welche der vorsichtige Mann seiner verschwenderischen Ehefrau setzt, und auf der Wachsamkeit über die Handlungsbedienten; Dinge, welche oft zu spät den Kaufmann aufmerksam machen. Die Speculation, das sicherste Mittel, sich empor zu bringen, ist eine Naturgabe, die nicht gelehrt, wohl aber durch Erfahrung muß geläutert werden. Die den Handel, so wie der Schneider das Nähen, erlernt haben, heißen auch Kaufleute, aber der Mangel einer wahren Kenntniß des Han-

Handels ist weit schädlicher, als der Geldmangel, dem man durch Fleiß, gute Recommendation, oder wohl auch durch eine sicher eingerichtete Kaufmannsbank abhelfen kann. Pernau gewinnt dadurch vieles, daß die russischen Kaufleute im Winter für das Korn wenig biethen, und insgemein am Salze zu kurz kommen. Einige Fabriken könnten wir weit bequemer, als der Ausländer, unterhalten, aber noch haben wir deren sehr wenige; einige sind durch schlechte Einrichtung ins Stecken gerathen. Wir senden unverarbeitungtes Leder aus; gleichwohl haben wir Leute, es sind Colonisten gekommen, die es zubereiten. Die Seestädte haben alle weiße Stärke, oder Stärklis, wie wir es nennen, aus Deutschland verschrieben, wo sie aus unserm Waizen verfertiget wird. Wie theuer muß eine Waare seyn, für die, über das Arbeitslohn, zweymal Fracht und zweymal Zoll bezahlt wird. Bey seinem großen Absatze hätte Riga längst an solche Fabriken denken sollen. Ein hiesiger Edelmann legte vor drey Jahren eine an; den Waizen bezahlt er nach dem Marktpreise, und verführt die fertige Stärke mit Gewinn nach den Städ-

ten, weil die Zubereitung wenige Menschen und geringe Kosten erfordert. Aus Riga werden mancherley zum Schiffbau gehörige Materialien verführt, aber noch hat man nicht gewagt, selbst Schiffe zu bauen, da doch die Handarbeit hier nicht so theuer ist, als in England und in Holland, wo man unsre Materialien verzimmert. Durch eigne Schiffe würden unsre Kaufleute ihre Fracht nicht nur selbst verdienen, sondern auch nach und nach ihre Waaren an die Meistbiethenden verhandeln, und unsre Bedürfnisse auf den wohlfeilsten Märkten einkaufen. Als denn würden wir auch nicht mehr die von einer handelnden Nation zum Schaden der Gesundheit selbst fabricirten Weine trinken dürfen. An Schiffsvolke fehlt es uns nicht, da so gar unsre Bauern, am meisten die von den Inseln, bereits hinlänglich gewiesen haben, daß sie gute Schiffer sind. Aber manchem unsrer Kaufleute fehlt die Gelegenheit, oder die Wissenschaft, aus der besten und wohlfeilsten Hand seine Waaren zu verschreiben; einen Theil ihres Gewinns nehmen immer die Commissionärs weg.

Der Dorptsche Handel kömmt nicht an die Seestädte, er ist aber auch eines Wachstums fähig. Vor einigen Jahren erwarteten die däsigen Kaufleute diesen durch Wunderwerke; jetzt aber sinnet man mehr auf Fleiß, Redlichkeit und gute Waare. Eine Fahrt zu Wasser von Dorpat nach Pernau oder Narva, besser als die bisherige, ist noch zweifelhaft; aber die jetzige, längst dem Embach über die Peipus, könnte mit der Zeit durch gewisse Begünstigungen für den dorptschen Kreis, wohl selbst für einige Gegenden von Plestow und Novogorod, vortheilhafter werden. Zwischen Narva und Dorpt ließe sich ein ansehnlicher Handel errichten, sonderlich wenn an dem letzten Ort Magazine von Rußischen und hiesigen Produkten, als von Korn, Talg, Flachs, Hopfen, Holz u. d. gl. angelegt würden; ein Gewühl, welches Beschäftigung und Verdienst, aber auch der umliegenden Gegend ansehnliche Vortheile gäbe. Hätten die Dorptschen die Freyheit, ihre Waaren directe über Reval zu verschreiben, so könnten sie jetzt auch hierdurch etwas gewinnen. So wie alle menschliche Dinge, hat auch Dorpt noch wider manche Unvoll-

kommenheiten zu kämpfen; als 1) Unglücksfälle, wiederholte Brandschäden haben den Einwohnern Muth und Mittel benommen; 2) die Lage der Stadt mitten im Lande an der größten Straße ist zum Handel sehr bequem, aber durch öftere Durchmärsche, Einquartierungen und dergleichen Kosten, werden die Vortheile verringert. 3) Die Anzahl der Kaufleute ist für die Stadt und ihren Absatz zu groß, man zählt deren etliche fünfzig deutsche, ohne eine Menge russischer Kaufleute; freylich sind manche darunter, die bloß aus Brodmangel nicht handeln. 4) Viele haben ihren Handel mit bloßer Hand angefangen, daher war der Fortgang insgesam ein elender, als der Anfang. Eben so mancher junge Mensch, durch das mächtige Gefühl seiner gesunden Natur zum Heurathen ermuntert, ist müde, in eines andern Bude als Geselle zu stehen, er verschreibt für sein kleines Capital, nicht aus der wohlfeilsten Hand, sondern aus Riga oder Reval, einige Waaren, die er dem angenommenen Gesellen zum Verhöckern inventirt, und weil dieser kleine Handel weder den Herrn, noch den müßigen Gesellen ernähret, so gleicht er einer  
schnell

schnell verschwindenden Lusterscheinung. 5) Bey einigen kömmt die Unwissenheit in der Handlung hinzu; ein Kaufmann, der von der ganzen bewohnten Welt nichts als Dorpt und die umliegenden Höfe gesehen, der in einer Bude von hundert Rubeln am Werth die Handlung erlernt, der nicht das Rechnen, vielweniger die Buchhaltung versteht, der bey Ellenkrum ausgelernt hat, und doch eine Gewürzbude anlegt, wird es niemals hoch bringen. 6) Der Aufwand war auch nicht allzeit dem Erwerb angemessen, ein Uebel von wichtigen Folgen. 7) Hierdurch sieng der Credit an zu wanken, sonderlich da einige, die nichts als ihre Trägheit zur Ursach angeben konnten, zum Nachtheil ihrer Gläubiger unsichtbar wurden: die jetzigen Kaufleute bemühen sich ernstlich, ihrem Credit eine neue Festigkeit zu geben; es kostet aber Zeit und Mühe, sonderlich wenn Beyspiele von der vorhergehenden Art dazwischen kommen. 8) Ehedem schreckten die Kaufleute durch unbillige Preise und unrichtige Rechnungen zuweilen ab; 9) der Brodneid schadete ihnen unter einander selbst; ein begehrter Artikel war in allen Buden zu haben, da-

her sahe man oft neben der Heringstonne ein Stück Laaken, einige Stangen Eisen, drey Rollen Tabak und etwas Zucker liegen; alle legten sich auf alles, und nur selten einer suchte seiner Bude in einer Art Waaren, die dem Orte angemessene Vollkommenheit zu geben. 10) Das Bier- und Brandweinschenken, Uneinigkeit und Lärm in der Stadt, Spazierengehen u. d. gl. mögen auch wohl manchen zu sehr von seinem Handel abgezogen haben. Seit einiger Zeit hat man durch etliche gute Verordnungen schon merkliche Verbesserungen gesehen, mit einemmal läßt sich nicht alles heben; wegen Krügereyen, Einrichtung der Buden, Handlungsfreyheit, sind einige Aenderungen getroffen worden. Bey dem letzten will ich etwas gedenken. Nach der neuen Verordnung soll, wer einen Handel anfangen will, fünf hundert Rubel eigenes Capital besitzen. Mancher könnte aber wohl seines Freundes Geld für eignes ausgeben. Doch es sey. Er wird Kaufmann. Aber er muß nach den Gesetzen nicht nur sich als Bürger und Bruder der großen Gülde mit Kosten einschreiben lassen, sondern noch über dieß ein Haus kaufen. Was  
ist

ist ihm nun von seinen fünf hundert Rubeln zum Handel übrig? wenn er sie aber auch ganz in den Handel verwendet, und eben so viel auf Credit nimmt, wenn er sein Capital jährlich ganz umsetzt, wenn er völlige zwanzig pro Cent gewinnt, so geht zwar sein Handel glücklich, aber sein jährlicher Verdienst ist nicht mehr als zwey hundert Rubel; hiervon soll er die bürgerlichen Abgaben, die Einquartierung tragen, sich und sein Haus unterhalten, und auch dem Gesellen sein Salarium geben. Weniger Kaufleute, die reicher, des Handels kundig und billig sind, werden den dorptschen Handel bald empor bringen; einige haben bereits die Bahn gebrochen, ansehnliche Buden angelegt, und durch Fleiß, Eifer und Accurateße Zutrauen erworben. Solche Kaufleute kommen wohl noch in kleinern Städten fort; das kleine Walk, und hoffentlich nun auch Fellin, dienen zum Beweis. Bisher sind einige fremde Kaufleute mit ansehnlichen Summen bereichert, von dem dorptschen Jahrmarkte nach Hause gezogen; nunmehr möchte dieses wohl bald aufhören, oder wenigstens werden sich die dorptschen mehr mit jenen in die Vor-



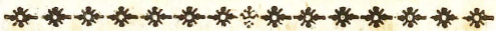
theile theilen, wenn sie sich völlig mit allen begehrigen Waaren versehen haben; weil der fremde Kaufmann gleiche Kosten mit den dorptschen, während des Jahrmarkts aber noch größere Ausgaben, und für unverkaufte Waaren gar doppelte Fracht tragen muß.

Schadet der Handel des Landadels den städtischen Kaufleuten? Etliche behaupten dieses, und man hat gar über die landischen Tabakspinnereyen Unwillen geäußert. Fabriken zu halten ist dem Adel durch kein Gesetz verbotzen; einige, z. E. Glashütten, sind keine Sache der Städte, sondern der Waldgegenden. Der landische Handel erstreckt sich bloß auf Kleinigkeiten, als Salz, Eisen, Tabak, Heringe, die man an Bauern, sonderlich an eigene verkauft. Weil diese Dinge gemeiniglich aus den Städten geholt werden, so verlieren diese dabey nichts, selbst alsdenn nicht, wenn Wein und Gewürze, zur Bequemlichkeit der Reisenden, in den Krügen zu haben sind.

Nach den neuern Verordnungen darf jetzt niemand im Lande mit Waaren herumfahren. Die Städte gewinnen hierdurch das nicht, was sie meynten; aber das Land,  
sonder-

sonderlich der arme Bauer, empfindet manche Beschwerde, wenn er wegen einer kleinen Bedürfniß zehen Meilen reisen soll. Herr D. Büsching setzt in seiner Erdbeschreibung eine Ursach von der Armuth des liesländischen Bauern darinne, daß wir zu wenig Städte haben, als wodurch der Absatz der Landesprodukten beschwerlich wird. Ganz unrecht hat er nicht; doch weil der Bauer auf den Höfen und bey andern landischen Deutschen Absatz findet, so ist es noch erträglich; aber die Seltenheit und Entfernung der Städte wird dadurch zur Beschwerde, weil man jede Kleinigkeit durch einen Expresen weit herholen muß. Hoffentlich werden nach und nach noch kleine Städte und Flecken im Lande angelegt; indessen wäre vielleicht ein unschädliches Hülfsmittel zu finden. Wenn die Städte ihren verarmten Kaufleuten von der Regierung die nöthigen Pässe erbäthen, ihnen Waaren gäben, sie in dem Kreise abzusetzen, für diese Freyheit aber etwas an die Quartiercasse zahlen ließen; so hätte der arme Kaufmann einen Verdienst, daß Land seine kleinen Bedürfnisse auf der Nähe, die Stadt mehreren Absatz, und manche ver-

verlegene Waare würde alsdenn verkauft. Tausend Dinge kauft man, wenn sie uns ins Haus gebracht werden, an die man sonst gar nicht denken würde.



## Dreizehnte Betrachtung.

### Gute Stiftungen.

**W**ordem waren diese bloß auf Vermächtnisse an Kirchen und Armenhäuser eingeschränkt: beydes braucht Erklärung. An Kirchen! Gott braucht nichts; wenn des Predigers Besoldung zu seinen Bedürfnissen hinreicht, so sind Schenkungen überflüssig: aber armselige, kümmerliche Pastorate verbessere man, damit ordentliche Leute dahin kommen und dort bleiben. Kirchen müssen im Bau unterhalten werden; das ist die Pflicht der Gemeinde: ist diese zu klein, zu arm, so verdienen Vermächtnisse Ruhm. Daß jene sterbende Frau an zwo reiche Kirchen ein Capital legirte, war heilige Einfalt. Auch ist es löblich, eine Orgel an die Kirche schenken, nur muß man den Organisten nicht ver-

vergessen, damit der armen Gemeine, am wenigsten den dürftigen Bauern, das Geschenk nicht zur Beschwerde gereiche. Barmherzigkeit gegen Dürftige ist die edelste Tugend, welche Religion und Vernunft befiehlt; aber Legate an Armenhäuser klingen christlich, und schaffen selten den gehofften Nutzen; weil man reiche Armenhäuser siehet, in welchen die verpflegten Armen Noth leiden; nämlich da, wo man nur immer an die Vergrößerung des Capitals denkt. Ein neuerlich gegebenes weises Gesetz fodert, daß jedes Kirchspiel seine Armen ernähren soll. Jedes Gebieth müßte billig vorzüglich dieses beobachten.

Es giebt ausnehmend nützliche Stiftungen. Findelhäuser; diese Zufluchtsörter dienen zwar zuweilen der zügellosen Wollust, aber oft auch der verführten Unschuld; durch sie wird Ehre und Leben gerettet, Aussetzen und Kindermord hört auf. Ein bemittelter Mann hatte den Einfall, ein solches Haus in seinem Gebieth anzulegen; o wäre es doch zu Stande gekommen! aber sein Plan war nicht der rechte, es blieb bloß bey dem Einfall. Lazareth, in den Kirchspielen und  
Ge

Gebieten, theils für jeden Kranken, theils für ganz Unheilbare; davon hernach. Wittwen- und Waisenkassen; deren hat man in unsern Tagen bereits etliche gestiftet; aber die meisten lediglich für Priester- und Scholcollegen. Die älteste ist in Riga, vielleicht noch einer Verbesserung fähig. Ihre Einkünfte sind zufällig, weil sie größtentheils aus der an hohen Festen bey der Kirche in den Becken gesammelten Collecte bestehen. Viel kommt nicht ein, und die Priesterwitwen, die eine Beysteuer wünschen, müssen sich alle Jahr durch eine Bittschrift in Riga melden. Diese und die Uebermachung des ihr Beschiedenen, welches zuweilen in wenigen Thalern bestehet, verursachen Sorge und Kosten; daher sich denn manche Witwe gar nicht meldet; reiche wohlthätige Leute aber, die von der Einrichtung hören, tragen wenig oder gar nichts bey. Wenn die Wittwen sich bloß bey ihres Sprengels Probst durch einen Handbrief meldeten, dieser aber aus dem kaiserlichen Oberconsistorio eine Anweisung erhielt, wie viel er jeder, von den eingekommenen Collecten, auszahlen sollte, so würde diese Stiftung, sonderlich in den entfernte-

fernteren Kreisen, nach und nach einträglich und den Wittwen erquicklicher werden. Außerdem ist in Riga von einem ehrwürdigen Greis, fast in der Stille, eine Schulcollegen-Witwenkasse gesammelt worden, die in Betracht der kleinen Beyträge ganz ersprießliche Vortheile giebt. Verschiedene rigische Stipendien für Studirende gehören zu den heilsamen Stiftungen, durch welche sich reiche Leute um das Publikum können verdient machen. Das Andenken eines Barons im Lettischen, der in seinem Testament ein solches neuerlich verordnete, verdient hier eine Stelle. In Reval ist eine Kasse für Priesterwitwen durch Beyträge errichtet worden, von deren Ergiebigkeit sich noch nicht viel sagen läßt. Eine andere besorgten die Prediger zu einem Stipendium für ihre studirenden Söhne, die durch des Adels Freygebigkeit ein Ansehen erhalten hat. Zuletzt hat auch die dasige große Gölde, so wie das Stadt-Ministerium, für ihre Wittwen eine solche errichtet, deren Plan im Druck erschienen ist. Vor zehn Jahren stifteten die Prediger des dorptschen Kreises eine Wittwen- und Waisenkasse; die letzten kommen selten

zur Hebung; den ersten aber sind jährlich funfzig Rubel zur Quote ausgesetzt. Weil aber der Einsatz nur in hundert Rubeln besteht, und milde Beyträge hier selten sind, so hat diese Stiftung ihre bisherige Beständigkeit bloß einem Wunderwerke zu danken; denn wäre die Anzahl ihrer participiren sollenden Witwen nicht durch Zufall um die Hälfte eingeschmolzen, so hätten alle sehr wenig, oder der Kasten durch Angreifung des Capitals einen unerseßlichen Stoß bekommen müssen. Kürzlich ist auch den pernauischen Priesterwitwen und Waisen zu Gute in Felslin ein solcher Kasten, vielleicht unter allen nach dem besten Plan, errichtet worden. Er gleicht einer Sparbüchse, darein jeder Theilnehmer für sich und seine Erben jährlich einen Beytrag als Capital niederlegt, welches nach seinem Tode auf einmal, ganz, aber ohne Interessen, an seine Erben ausgezahlt wird; die einkommenden Interessen werden unter die vorhandenen Witwen oder an deren Stelle tretende Waisen jährlich vertheilt; ein jeder behält hierbey die Freyheit, sein eingelegtes Capital wieder auszunehmen, und den versprochenen Vortheilen zu entsagen.

gen. Wird man es wohl glauben, daß es Prediger giebt, die einer so wohlthätigen Stiftung, bey welcher man nichts verliert, bezutreten Bedenken tragen; vielleicht weil sie derselben ausgebreiteten Nutzen nicht begreifen. Endlich haben auch die Prediger der beyden lettischen Kreise eine solche Stiftung errichtet, die aber vielleicht wohlthätiger seyn könnte.

Dergleichen Cassenstiftungen durch jährliche Beyträge, wären Leuten, die keine Güter haben, und bloß von Besoldungen leben, als Officieren, Kronbedienten, Advocaten, Aerzten, auch Kaufleuten anzuempfehlen, sonderlich wegen ihrer Witwen, obgleich Waisen auch Rücksicht verdienen. Frühverwaistete Kinder werden sich bald gewöhnen, Armut zu ertragen; aber unglückliche Witwen, welche mit ihren Männern im Wohlstande lebten, und nun mit einemmal von allem sich entblößt sehen? Das Gnadenbrod? — — ach wie schwer! andern dienen? welcher beugende Gedanke! Beydes ist den Kindern leichter.

Ihr Reichen, sonderlich die ihr wenige oder keine Kinder hinterlaßt, und alle, die

J

etwas



etwas Gutes stiften wollen, hier sind Gelegenheiten zu den nützlichsten Legaten. Wem es zu schwer fällt, bey seinem Leben von seinem Ueberflusse an dergleichen Kassen etwas zu schenken, der werde wenigstens in seinem Tode ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts!

Brand- und Viehkassen hat man bereits in einigen Ländern, als heilsame Stiftungen, eingeführt. Bey uns wären sie in den Städten leichter möglich zu machen, als auf dem Lande.

Ein Possessor, der in dem kleinen Zirkel seines Gebiets mit wenig Mühe und ohne Geräusch etwas recht Gutes stiften will, dem rathe ich, nach denen deswegen ergangenen Verordnungen, eine Freyschule für seine armen Bauerkinder anzulegen. Ich sage Freyschulen, wo die Aeltern nicht aus Furcht der Bezahlung abgehalten, ihr Kind zu senden, und aus Brodmangel nicht gezwungen werden, es zu Hause zu behalten. Allen darf er eben nicht Brod geben; aber es giebt wahrhaftig Arme: hier zeige er sich als einen Vater. Ueber dieses theile er zur Ermunterung, oder zur Unterstützung, jährlich einige

einige nöthige Schulbücher aus; durch den Reiz kleiner Geschenke wird er das Herz seiner Bauern an sich fesseln; sanfte Wollust, wie die Freuden Gottes, wird seine Seele eben so rein als jenen durchströmen, der sich von seinen Unterthanen als Vater geliebt und als Fürst gefürchtet sahe. Ich kenne Pastores, die an arme Bauerkinder jährlich Brod und Bücher schenken, damit sie in der Schule das Nöthige erlernen.



## Vierzehnte Betrachtung.

### Die Gesundheit

besonders den Erbherren zum Nachdenken empfohlen.

**W**as ist uns schätzbarer, als die Gesundheit, und was nothwendiger, als die Erhaltung der Menschen, deren Hände unser Feld bauen? In der Stadt rufen wir den nahen Arzt, wenn wir darnieder liegen; aber auf dem Lande? Hauscuren! ja, die haben schon manchen vor der Zeit ins Grab gestreckt. Man schickt viele Meilen weit nach

einem Arzt; zuweilen vergeblich, oder er kömmt, und muß uns zu bald wieder verlassen, oder sein Aufenthalt bey uns wird zu kostbar. Aerzte sind daher nur für Reiche, selten für den Mittelmann; der Bauer hat nichts, als seine leidigen alten Weiber, oder etwas Pulver vom Hofe auf gerathewohl, das freylich zuweilen wunderthätig genug ist, weil ein geringes Mittel in dem nicht zu Arzeneyen gewöhnten Bauerblute mächtige Wirkungen äußert.

Zwey traurige Uebel ziehen hier vornehmlich unsre Aufmerksamkeit auf sich, wider die wir nur schwache Vorkehrungen getroffen haben, ob sie gleich einen ansehnlichen Theil der zur Arbeit ganz unentbehrlichen Menschen dahinreißen. Wenn wird man im Ernste der Wuth der Pocken Einhalt thun? Ihre Verwüstungen unter den Bauerkindern, die weder gehörige Pflege noch Linderungsmittel haben, sind bekannt. Unter denen, die noch dem Tode entkommen, hat manches sein Gesicht, Gehör, oder Gesundheit verloren. Das wohlthätige Einimpfen ist durch die größten Beyspiele berühmt. Ein Lazareth, in welchem jährlich die vorhande-

nen

nen kleinen Kinder frey inoculirt werden: welche heilsame gute Stiftung, welches Verdienst um die Menschheit, welcher Vortheil für die Bevölkerung unsers Gebieths! Die Kosten? Anfangs werden wir einen Arzt nöthig haben; nach und nach lernen vernünftige Weiber, witzige Hofbedienten damit umgehen; die Bahn ist bereits gebrochen. Willig muß das Einimpfen allgemein seyn, und alle Winter vorgenommen werden, damit es durch die verursachte Ansteckung nicht Schaden anrichte.

Das zweyte Uebel ist noch weit ärger, denn es ist fürchterlicher, und sein Einfluß trauriger. Die venerische Seuche, auch deren milderer Bruder, der Scorbut, welcher zuletzt jener ähnlich wird, haben ganze Gegenden durchdrungen, und in manchem Gebieth sind unter Hunderten kaum Zehen davon ganz frey. Vor einigen Jahren wurden auf hohen Befehl die Kronsgüter von dieser Seuche ziemlich gereiniget; aber sie kömmt immer wieder, das Anstecken kann nicht vermieden werden. Einige Possessores lassen ihre venerischen Kranken heilen, aber zuweilen zu spät, wenn das Blut schon zu sehr

verdorben ist; die Kosten gehen verloren, wohl gar durch Unwissenheit oder Nachlässigkeit dessen, der ohne Beruf die Cur übernimmt. Andere sehen gelassen an, daß ihre Leute in den besten Jahren voller Wunden, zur Arbeit untüchtig, mit zerfressenem Gesichte, sich zur Last und andern zum tödtenden Ekel herumgehen. Das Uebel wird aber immer unheilbarer. Da sich unsre Bauern selten vor einander scheuen, mit ihren Kranken aus einem Geschirre essen und trinken, zusammen liegen, gemeinschaftlich baden, und jener ihre Kleider tragen, auch einer des andern ungesunde Ausdünstungen durch ihre elenden Wohnungen in sich schlucket, so steckt ein Inficirter das ganze Gesinde, dieses ein Dorf, ein Gebieth, eine Gegend an. Aus diesen Dörfern nehmen wir unsre Bedienung, unsre Köche, und noch mehr, oft unsre Hebammen; aber wer erschrickt nicht! selbst unsrer Kinder Ammen; geschwächte Personen, die durch ihr unzüchtiges Leben den tödtlichen Gift in sich tragen, und ihn im kurzen unserm Kinde mit der Milch einflößen. Die Anzahl derjenigen Kinder, die seit einigen Jahren an bössartigen Ausschlägen in der Blüthe ihrer

ihrer Tage dahin sterben, oder immer kränzlich sind, übertrifft weit unsere Vermuthung; aber welche Aeltern werden die eigentliche Ursach wissen oder sagen: wenigstens verbirgt sie die Schaam. Ihr Mütter! welche Vorsicht ist bey der Wahl eurer Ammen nöthig; wenn ihr die Absicht der Natur, welche euch Brüste gab, verkennet, so entschließet euch doch aus mütterlicher Zärtlichkeit, wenigstens einige von euren Kindern selbst zu stillen, wenn ihr nur einigermaßen dazu fähig seyd. Selbst bey dem sehr beliebten Baden sollte man mehr Vorsicht gebrauchen; wer mit Bauern oder Hofsvolk an einem Orte badet, wer seinen Leib jedem alten Weibe zum Betasten übergiebt, der stehet in der schrecklichsten Gefahr. So gern ich hier noch etwas aus der Fülle des Herzens zu sagen wünschte, breche ich doch ab; der Gegenstand ist zu empfindlich. Wie mag manchem Prediger zu Muth seyn, wenn er Leuten die Communion reichen soll, die man ohne Entsetzen nicht ansehen darf. Der Schluß: Entkräftung, Verwüstung in Häusern und Entvölkerung sind unvermeidlich. Vor einigen Jahren wollte ein Edelmann im Dorp-

schen sein sehr inficirtes Gebieth zu reinigen; aber der Arzt verlangte, theils zu mehrerer Verhütung einer neuen Ansteckung, wenigstens eine Gegend von hundert Haaken, theils eine festgesetzte Bezahlung von jedem Haaken auf etliche Jahre, so wollte er zuweilen eine Generalbesichtigung vornehmen, alles Verdächtige in dazu bestimmte Lazarethe bringen, und die Unheilbaren ganz absondern. Diese gute Sache gerieth, wie gewöhnlich, ins Stecken.

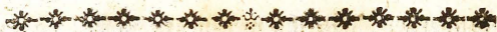
Ein Abhelfungsmittel wider diese Uebel ist leicht. Schon haben einige Edelleute den Anfang gemacht, sich einen Arzt oder Wundarzt zu halten. Billig sollten immer zwey, höchstens drey Kirchspiele zusammen treten, ein geräumiges Lazareth und Wohnung erbauen, einem treuen Arzte oder geschickten Wundarzte eine hinlängliche Besoldung und andere Vortheile verwilligen; so würde dieser Deutsche und Bauern curiren, Pocken einimpfen, den hülfbedürftigen Mittel reichen, und die schwer Kranken, sonderlich die venerischen, in das Krankenhaus aufnehmen. Was giebt der Mensch nicht um sein Leben? Die Gesundheit des Possessors selbst und seine  
Sicher-

Sicherheit, hält ihn wegen der Kosten völlig schadlos; die curirten Bauern geben den Gewinn. Wenn der Arzt weiß, daß er durch den getroffenen Vertrag Zeitlebens hier sein Fortkommen findet, so wird er manchen von euren Leuten in dem unterrichten, was ihrer Fassung gemäß ist. Er wird in jedem Dorfe ein paar gute Hebammen erziehen, damit nicht durch Unwissenheit und Härte die Wöchnerinnen verletzet, oder, nebst ihrer Frucht, ein Schlachtopfer der Dummheit werden.

Mit einem Landphysicus kömmt man freylich leichter ab; aber den Nutzen, welchen man von einem solchen Manne in einem ganzen Gouvernement oder Kreise, bey der gegenwärtigen Lage der Sachen erwartet, gestraue ich nicht zu berechnen. Die Aerzte in den Städten verlihren nichts durch meinen Vorschlag, der vielleicht nie, oder nach manchen Jahren erst, zur Ausführung kömmt; sie werden in der Stadt und den angränzenden Gebiethen Mittel genug finden, durch ihre Kenntnisse nützlich zu seyn.







## Fünfzehnte Betrachtung.

### An die Landwirth.

Sich einbilden, daß nicht manches in unsrer Wirthschaft könnte vortheilhafter eingerichtet werden, ist eben so ein Irrthum, als wenn man bloß nach schwedischen oder englischen Abhandlungen ein Liefländischer Landwirth seyn will. Ich werde mich nicht zum Verbesserer aufwerfen; kurze Bemerkungen, meist über Kleinigkeiten, von andern gesammelte, oder eigne Erfahrungen, mögen wenigstens einen Zeitvertreib bey einem langen Winterabend geben. Den Verdruß, ein nichtsbedeutendes Erwas zu lesen, wird man vermeiden, wenn die Rubrik den Inhalt der Gedanken anzeigt. Mit einer für Liefland recht brauchbaren Anweisung zur Landwirthschaft, und mit Anzeigung der besten Erfahrungen, könnte uns ein wichtiges Geschenk gemacht werden.

### Die Menschenmehrung.

Sie scheint da, wo an bearbeitbarem Lande Mangel ist, sonderlich im Revalschen, wo  
nicht

nicht schädlich, doch unnütz zu seyn; aber es ist bloß ein Schein. Den Ueberfluß an Menschen können wir auf tausend Arten nützen, bey Fabriken, zum Bauen, wir verkaufen sie in die Gegenden, wo Menschen fehlen, und nach den Städten, wir geben ihnen, gegen Erlegung einer jährlichen Abgabe, die Erlaubniß, an andern Orten Verdienst zu suchen. Die weiten Strecken wüster Länder, selbst die ungebrauchten vielen Buschländer, sind dem beobachtenden Auge der sicherste Beweis, daß Liefland noch nicht genug bevölkert sey. Die eigentlichen großen Mittel, diesem Mangel abzuhelpfen, gehören nicht hieher: aber kleine Ermunterungen, durch welche einige vorsichtige Landwirthe die Menschenmehrung in ihren Gebiethen bis zur Bewunderung hoch getrieben haben, will ich ihnen zum Ruhm hier nennen. Auch die kleinste Belohnung erzeugt bey dem Bauer mächtige Reize. Einem jeden Heurathenden geben sie etliche Stöße Brandwein, und wenn er seine Braut aus einem fremden Gebieth bringet, ein Faß Bier zur Hochzeit. Alle neugeborne Kinder werden von Hofs Seiten ebenfalls mit solchen trinkbaren Geschenken be-

bewillkommet, ein untrügliches Mittel, eben-  
 stens von mehrern Schwangerschaften zu hö-  
 ren. Einem Vater vieler Söhne werden  
 kleine Vortheile, Befreyung von Leibesstra-  
 fen und schwerer Hofarbeit, die jetzt seine  
 Kinder verrichten, bewilliget; ist er alt und  
 arm, so wird ihm ein kleines Land ohne alle  
 Abgabe zu seinem Unterhalte angewiesen.  
 Die Heilung der Kranken ist eine sehr ange-  
 legene Sorge, wie auch die Erziehung unehe-  
 licher Kinder, damit sie nicht nebst ihrer un-  
 glücklichen Mutter drückendem Hunger über-  
 lassen seyn. Ein fröhlicher Tag, ein Tracta-  
 ment dem Bauer am Hofe gegeben, ein  
 Talkus, und wie wenig kosten diese! äußern  
 wunderbaren Einfluß auf das Kinderzeugen,  
 zu welchem ein abgematteter, hungriger Kör-  
 per niemals aufgelegt ist. Scherzhafte Freu-  
 de wird bey eurem Feste die unschuldig  
 schalkhafte Jugend zu Tänzen einladen, auch  
 Aeltere widerstehen dem anziehenden Bey-  
 spiele nicht, alles geht Hand an Hand, bis  
 unter Begünstigung der Nacht jeder ermüde-  
 te Gast nebst seiner Geliebten der Gesellschaft  
 entschleicht, und der flatterhaften Venus, zu  
 eurer Bezahlung, ein fruchtbares Opfer bringt.  
 Die

Die Bevölkerung erfolgt gewiß, wenn wir es dahin bringen, daß unser Bauer das ganze Jahr hindurch sein ordentliches Auskommen hat. Eben daher sorgen vorsichtige Wirthe für ihrer Bauern Felder so, wie für ihre eignen; dem von Anspann entblößten oder franken werden Hofsarbeiter zur Hülfe gegeben. Würde man den Bauer so anstrengen, daß er seine eigne Arbeit versäumte, so wäre Armuth und unerseßlicher Ruin des Gebiets die unausbleibliche Folge. Der nur einigermaßen sein Auskommen findet, wird niemals entlaufen, selbst bey begangenen Verbrechen nicht; verbergen wird er sich, aber auch bald wieder zum Vorschein kommen. Den Armen hält nichts auf, selbst seine Kinder nicht, wenn ihn zu Hause bey schwerer Arbeit noch schwererer Hunger drückt; denn wo er hinkömmt, giebt man ihm doch wenigstens für seiner Hände Arbeit hinlängliches Brod. Das Beste unsers Gutes erfordert eben daher gewisse Vorsicht in Ansehung der Knechte und Mägde; als 1) daß diese von ihren Wirthen den verdienten Lohn unverkürzt erhalten, sonst werden sie verdrossen, faul, oder zum Laufen geneigt. 2) daß  
 der

der Wirth sie nicht vor Ablauf des Dienstjahres von sich treibt; ein Fehler, der zum Schaden des Herrn unter volkreichen Gebiethen, sonderlich gegen den Winter, von geizigen Wirthen gegen Mägde begangen wird. Ohne Verdienst, ohne Wirth, vom Hunger gedrängt, werden sie zum Laufen unvermeidlich gezwungen. 3) Daß die Unwissenden von ihren Wirthen zeitig zur Schule gehalten werden; die Erwachsenen wird der Prediger zur Lehre rufen; sie haben nichts erlernt, er zwingt sie in die Schule. Bey der bereits erstorbenen Lust zu lernen, halten sie sich dazu für ganz unfähig, und können die Zeit nicht erwarten, da sie von der beschwerlichen Schule sich frey sehen. Sie entweichen in Länder, wo sie, ohne etwas vorher zu lernen, heurathen dürfen. 4) Der Bauer erziehet unter sorgenvoller Beschwerde sein Kind; er hat deren mehrere, desto größer ist die Sorge. Jetzt sind sie erwachsen, seine Belohnung hofft er aus ihrer Hülfe; aber der Herr zwingt ihn, einige davon an andere Wirthe zum Dienen abzugeben. Nun erwünscht der traurige Vater die Nacht, da er sein Weib umarmte, und sie empfindet alle die

die Schmerzen noch einmal, die ihr bey der Geburt den nahen Tod droheten. Jeder Bauer muß hinlängliches Gesinde, wie der Hof Bedienung haben, aber man kann insgemein ohne Härte, durch Ermunterung und Beweggründe, den Bauer willig machen, das ihm überflüssige Kind an einen andern, wenigstens auf gewisse Jahre, zu überlassen; viele, denen es an Arbeit oder Brod mangelt, biethen ihre Kinder ohne unser Fodern an, sonderlich an solche, die ihr Gesinde wohl halten.

Billig sollte man kein junges Ehepaar gleich nach ihrer Hochzeit zwingen, eine Gesindewirthschaft anzutreten. Ein Haus und ein Pferd ist für ganz arme Personen, von denen wir Hofarbeit fodern, noch keine Unterstützung; aber ihr Elend wird andere vom Heurathen abschrecken, und die Bevölkerung hindern. Die im Rigischen gewöhnlichen Copulationsscheine, welche dem Herrn, wenn er gerecht ist, gar nichts helfen, geben einem habfüchtigen Amtmanne Anlaß zu Erpressungen; sie hindern manche Ehe, und werden wohl gar zum Sankapfel. Einige Herren haben daher ein- für allemal mit ihrem Prediger

diger Abrede genommen, daß er ohne allen Hofsschein jeden, der sich meldet, ohne Bedenken copulire.

### Die Quelle des Reichthums.

Diese ist bey uns der Ackerbau, den wir billig aufs höchste treiben müssen. Eigentlich sollten wir nur, wenn wir an Land einen Mangel und überflüssige Menschen haben, Fabriken anlegen, deren Vortheil immer unsicher und für unsern Feldbau nachtheilig ist. Die Vermehrung unsers Kornes, das immer begehrt ist, bleibt unsre gewisste Revenüe. Aus diesem wichtigen Grunde lassen einige Possessoren, jede Nebenarbeit, die mit Arbeitstagen nicht bequem kann bestritten werden, als Bauen, Grabenziehen, Ziegelstreichen u. d. gl. von Russen, Pohlen, freyen oder Erbleuten für Bezahlung verfertigen. Ein Gebiethe geht zu Grunde, wo man bey der Vergrößerung der Felder zugleich weitläufige Nebenarbeit mit seinen Leuten, durch so genannte Wirthstage bestellen will.

So lange unser Gebiethe noch an Menschen Mangel hat, werden wir wohl thun, wenn wir alle Erbleute zum Feldbau, aber

zu Müllern, Krügern, Aufsehern u. s. w. freye Leute gebrauchen. Wenn diese willig sind, Land anzutreten, so errichte man mit ihnen einen unverbrüchlichen Kontrakt, ohne den geringsten Schein eines Erbrechtsuchens je zu äußern. Bey merklicher Bevölkering mag man zu seiner Bequemlichkeit und einiger Ersparung wohl Köche, Weber, Mäurer, Tischler u. s. w. aus dem Gebieth nehmen; es finden sich allzeit welche, die Geschick zu solchen Berrichtungen haben, wenn wir ihre Neigung durch kleine Gütigkeiten ermuntern: nur muß hierdurch kein Wirth der nöthigen Knechte beraubt werden, oder der Schade ist zweysach.

Warum bauet man auf kleinen Güttern nach Verhältniß mehr Korn, als auf großen? Weil hier Nachsicht, Hofspann und vortheilhaftes Anstellen der Arbeiter sichtbarern Einfluß hat; das sind die Mittel, durch welche mancher Wirth den Ackerbau seines kleinen Gutes, welches wohl gar nur eine Arrende war, sehr hoch getrieben hat, und reich wurde. Sonderlich Hofsknechte und Spann. Der Hofsknecht arbeitet sechs Tage in der Woche; wer deren fünfse hält, kömmt mit

K

mit



mit ihnen eben so weit, als mit acht Achtern, deren jeder nur halb so viel Tage in der Woche dem Hofe leistet. In den meisten Ländern muß alles durch Hofsknechte bestellt werden; man ermuntre sie zum Fleiß durch Aufsicht und kleine Belohnungen, so werden sie drey- mal so viel verdienen, als ihre Unterhaltung kostet.

### Der Holzmangel.

Der Brandweinbrand ist, wenn er übertrieben wird, in vielerley Betracht schädlich, und hierbey waldverderblich. Wenn wird man doch im Ernst an die Holzerspahrung denken, dessen Mangel schon mehrere Gegenden drückt. Nach einigen Jahren wird mancher gut gelegene Wald einträglicher seyn, als ein eben so großer Acker von der ersten Nummer. Lasset uns doch zeitig für das Schonen und Anziehen einige Sorge tragen. Das Säen ist mühsam, fodert Zeit, und kann nur auf trockenem Lande füglich geschehen. Aber wir können doch wenigstens unsre Moräste ohne sonderliche Mühe mit Weiden u. d. gl. bepflanzen, und in kurzer Zeit davon reichlich Brennholz nehmen. Jeder Zweig erwächst schnell zum Baum, wenn man ihn im Früh-  
jahr

jahr ganz ohne Wurzel in ein wäßriges Land steckt; alle fünf oder sechs Jahre werden alle Zweige abgehauen, die in eben so vieler Zeit immer wieder stark nachwachsen. Wo Wälder fehlen, da ist auch Strauch, den man auf der Nähe findet, eine erwünschte Appertinenz.

Warum lassen wir insgemein das Lagerholz ungenutzt verfaulen? lieber verschenke man es, weil es sonst den Nachwuchs junger Bäume hindert. Im Herbst und Frühjahr sollte man billig diejenigen Stellen schon reinigen, und das Holz fertig hauen, was man im Winter ausführen will; durch trocknes Holz gewinnt man bey dem Heizen, wie bey dem Anführen, die Hälfte. Es giebt Höfe, die jährlich zweytausend Faden Brennholz, und mit Inbegriff der Breter eben so viel Balken verbrauchen; der Bau und das Heizen der Bauerhäuser nehmen auch viel Holz weg; man setze die Kütissen und Rödungen hinzu, und frage, ob unsre Kinder bey den heftigen liesländischen Wintern sich werden gegen die Kälte schützen können, wenn wir die Erhaltung der Wälder nicht beherzigen.

Mancher ist vermöge seines Kontrakts verbunden, jährlich etwas Holz anzuziehen;

oder ein Erbherr denkt aus eignen Triebe darauf, aber ihm fehlt eine Anweisung. Man hat hierzu mancherley Bücher; eines will ich hier vorschlagen, nämlich: H. Ch. von Broke wahre Gründe der physikalischen und experimental allgemeinen Forstwissenschaft, oder Unterricht, wie neue Holzungen anzubauen, alte zu verbessern, wilde Baumschulen anzulegen, junge Bäume gezogen, gewartet und verpflanzet werden müssen u. s. w. Leipzig, 1768.

### Die Gebäude.

Die in kleinen Städten und auf dem Lande fast durchgängig gebräuchlichen hölzernen Häuser sind ein beträchtlicher Holzverderb, und dem Feuer sehr unterworfen. Nur die Gewohnheit macht es, daß wir uns in denselben ohne Zittern schlafen legen. Ueber dieß ist ihre Dauer kurz, die Fäulung, sonderlich auf feuchten Stellen, ziehet ihren baldigen Untergang nach sich. Steinerne Gebäude sind kostbarer, aber bloß in Ansehung der Wände; alles übrige, Küchen, Keller, Fenster, Thüren, Dach, Schornstein, Läge, Fußboden, Schlofferarbeit, ist gleich, man baue

baue von Holz oder von Stein. Ein steinernes Haus wird noch von den spätesten Enkeln bewohnt, und ist bey einem vorfallenden Unglück leichter zu retten, oder bald wieder hergestellt. Von den Schlössern und festen Häusern, die Lieflands erste Eroberer bauten, sind noch einige bewohnbar, weil ihre Mauern allen Verwüstungen trosten. Eben darum muß man sich wundern, wie die meisten bloß auf den gegenwärtigen kleinen Vortheil, ohne Berechnung des künftigen unvermeidlich größern Schadens, ihr Augenmerk richten. Und mancher muß sogar seine Balken kaufen; ey lieber kaufe oder brenne er Ziegeln; denn Mauern von Feldsteinen und Fliesen geben insgemein feuchte, so wie das Fachwerk kalte Wohnhäuser, ob sie gleich beyde zu Nebengebäuden taugen. Ich kenne Leute, die an ihr neuerbauetes hölzernes Haus mehr verwenden müssen, als wenn sie von Stein gebauet hätten. Ein Kalkewurf vor beyden Seiten, eine nasse Stelle, zur Unzeit gefällte Balken, erzeugen Schwämme, man muß das Haus mit vielen Kosten wippen, ganze Wände aushauen, und das Gebäude im kurzen ganz verfallen sehen.

Die Mauer eines Wohnhauses von Ziegeln muß wegen unsrer Kälte so wohl, als um der Festigkeit willen, wenigstens drittelhalb Fuß dick seyn; Nebengebäude erfordern weniger, und lassen sich auch wohl mit Leimen mauern. Wer auch diese von Stein aufführet, der bauet dauerhaft und für seine Nachkommen weislich. Wenn man in den Vorstädten hölzerne Häuser duldet, so sollten doch selbige in der Stadt selbst ganz untersagt seyn. Hierüber wäre in Dorpat eine Verordnung nöthig.

Ein recht dauerhaftes Dach gehört bey uns noch, wegen der rauhen Witterung, unter die Problemen. Die schweren Ziegeldächer bedürfen einer jährlichen Ausbesserung, weil der häufige Regen sie mürbe macht, die Hitze und der Frost aber sie zersprengt. Stroh giebt das wohlfeilste, leichteste und festeste Dach, aber es ist der Feuergefähr zu sehr ohne Rettung ausgesetzt, und giebt dem Hause ein schlechtes Ansehen, so wie die Lubben, die noch über dieses bald verfaulen, und Wälder ruiniren. Breter, man lege noch so vielen Bork dazwischen, werfen sich, lassen insgemein Schnee und Regen durch, und wenn  
man

man sie nicht öfters anstreicht, faulen sie bald. Besser sind die Schindeln, die angestrichen eine Zierde geben, nur die Anfertigung nach einem Modelle ist mühsam, und fodert Tannenwald. Man hat bemerkt, daß sogar eiserne Dächer, wenn sie nicht mit der möglichsten Genauigkeit gelegt werden, der schweren Kosten ungeachtet, doch Wasser durchlassen.

### Die Arbeitsamkeit.

Des Bauern, doch nicht aller, Lieblingsleidenschaft ist Faulheit. Insgemein bemerkt man mehrere Nachlässigkeit bey Arbeiten ex officio: kein Wunder, wenn der Bauer auf dem Hofe faul ist; nur Schade, daß die hier angewöhnte Trägheit ihn auch nach Hause begleitet. Ermunterungen, ein Geschenk, wenn die Arbeit gut von statten gehet, gute Aufsicht, der Nachlaß eines Arbeitstages, widerstehen der Faulheit nachdrücklicher, als die Strenge. Zuweilen würden wir gewinnen, wenn wir, ohne Berechnung der Tage, bey Endigung einer aufgegebenen Arbeit, die Bauern nach Hause erließen, nur müßte selbige immer seinen und seines Anspanns Kräfte

ten angemessen seyn, eine Sache, die bey dem Pflügen nach Stücken nicht allezeit genug beobachtet wird. Niemals fühlt das Landvolk ein sehnlicher Verlangen nach dem Tode, als wenn sie im Frühjahr mit leeren Magen arbeiten. Doch ich kenne Leute, die lieber einige Tage hinter einander hungern, als arbeiten; zum Letzten entschließen sie sich nur alsdenn, wenn das Erste unausstehlich wird; hier ist beynabe kein Besserungsmittel zu erdenken, es wäre denn etwa ein Versuch auf publicer Arbeit.

Wenn wir unsre Arbeiten, wo es nur immer thunlich ist, nicht gesindeweis vertheilen, da ist der Faule desto träger, und der Emsige muß verdrießlich werden. Freylich kann man das Korn auch mit gesammter Hand abschneiden, aber man besetze ja alle Zugänge nach dem Busche mit starker Wache, sonst reißt der anwandelnde Schlummer die Hälfte unsrer Schnitter hin nach der Kühle im Schatten. Gebet lieber jedem Wirth sein Stück, dann könnt ihr den Sackpfeifer entbehren; der Fleißige treibt sich selbst. Aber daß er um des Himmels willen nicht zuletzt etwa dem Faulen zur Hülfe beygelegt wird,  
sonst

sonst ist er in Zukunft niemals mehr fleißig. Ueberhaupt sollte der ordentliche Bauer auf keine Weise stärker angestrenget werden, als der lüderliche, wenigstens vermeide man den Schein; ein Beyspiel ziehet immer Folgen nach sich. Spielarbeit, oder solche, deren Nutzen der Bauer gar nicht begreift, verleitet ihn zum Widerwillen und zur Faulheit; hingegen wird sich sein Fleiß verdoppeln, wenn er weiß, daß nach treulich bestellter Hofarbeit ihm einige Tage erlassen werden. Hier könnte noch manches erinnert werden, aber ich will lieber der Trunkenheit Erwähnung thun. Wir dürfen uns über des Bauern Hang zur Völlerey nicht eben wundern, da er die Stärkung von Bier und Schälchen fühlt; der Rausch verdränget alle seine Sorgen, in diesem Augenblicke denkt er sich ganz glücklich, daher verabscheuet er eine Sache nicht, die er selbst für Laster hält. Die Trunkenheit hindert den Fleiß, und hat die Armuth in ihrem Gefolge; wenn sie in ihren Schranken bliebe, würde sie die Arbeitsamkeit befördern. Leute, die sich wohl stehen, siehet man seltner betrunken, und solchen ist es noch eher zu verzeihen.



X Unser Bauer ist argwöhnisch und miß-  
 trauisch; er verkauft seine Produkten am lieb-  
 sten an Fremde, wenn er auch sich betrogen  
 siehet. Der Herr wird am meisten von sei-  
 nen Bauern bekommen, welcher sie gar nicht  
 zwingt, etwas nach dem Hofe zu bringen,  
 sondern das, was sie ihm anbieten, eben so  
 theuer als ein Fremder bezahlt. Einige  
 Bauern erziehen zu ihrem Vortheil durch  
 häuslichen Fleiß manche Kleinigkeiten, als  
 Gänse, Obst, Honig, Wachs, Kerrettig u.  
 d. g. der weise Erbherr fodert nur das, wozu  
 ihn das Wackenbuch berechtigt, um das  
 übrige bekümmert er sich nicht; weil auf diese  
 Art Fleiß und Geschäftigkeit ermuntert, und  
 des Bauern Wohlstand befördert wird, den  
 jeder Zwang, er bestehe in gefoderten Abga-  
 ben und Geschenken, oder in selbstbeliebig ge-  
 ring bestimmten Preisen, von fernern Be-  
 mühungen abschreckt.

### Die Hofläger.

Ein Herr kann die Anlegung eines neuen  
 Hoflagers für nöthig befinden; aber dazu ein  
 ganzes Dorf sprengen, ordentliche Bauern  
 wider ihren Willen auf schlechte oder wüste  
 Stellen

Stellen versehen, ist meistens ihm auch selbst nachtheilig. Mit den versehenen Bauern gehet es nicht allezeit nach Wunsch. Hierzu kommt noch, daß im Rigischen, wo die Hofsfelder der Privatgüther von allen Abgaben frey sind, dennoch das aus einem gesprengten Dorf errichtete Hoflager in der Haakenzahl berechnet wird, und alle Onera, als Station, Fourage, Brückenbau u. d. gl. tragen muß, als wodurch das Guth in der That belästiget wird, indem die versehenen Bauern noch besonders in Anschlag kommen. Hieraus ist begreiflich, wie ein an Haaken größeres Guth weniger Arbeiter haben kann, als ein weit kleineres; imgleichen warum zwey Gebiethen von gleicher Größe ganz ungleiche Onera tragen. Wo es nur immer geschehen kann, lasse man die Bauern auf ihren Ländern ruhig wohnen, und lege das Hoflager im Walde, auf wüsten Plätzen an. Im Pernauschen hat ein vorsichtiger Wirth dieses mit großem Glück ins Werk gerichtet; mitten im Walde machte er sich ein ganz freyes Hoflager, indem er die gefällten Balken zu Gebäuden, deren Zweige zu Rüttis und Rödungen, und den Raum zu Feldern verwendete;

dete; so bald auf den ausgehauenen Stellen Luft und Sonne frey wirkten, sah man den unbrauchbaren Morast sich in fettes Ackerland, weil es seit der Schöpfung der Welt von der Natur gedünget war, verwandeln. Aber wir wünschen etwa ein naheß Hoflager, uns fehlt der Wald. Auch hier ist vielleicht Rath. Bey einigen Dörfern sind ungeheuer große Buschländer, die niemals ganz ausgebraucht werden; allenfalls nehme man hiervon einen Theil, und erlasse den Leuten dagegen einige Gerechtigkeitsperselen, so bleiben sie doch im Behalt, und das Guth steigt nicht zu einer ihm wirklich mangelnden Haakenzahl. Viele Dörfer müssen sich ganz ohne Buschländer behelfen, und vermuthlich wird uns die Zukunft bey fortbauernder Menschenmehrung lehren, die Buschländer in neue Dörfer und Brustäcker umzuschaffen. Gewiß, einige vergrößern ohne alle Ursach ihre Ausfaat; mehr Bedüngung und sorgfältigere Bearbeitung würde uns bey kleinern Feldern völlig schadlos halten. Nur wer Lust hat, sein Guth loszuschlagen, rühme seine mächtige Ausfaat.

Die Bauerwirth und Kostreiber.

Einen Wirth absetzen, sollte nur ein seltner Fall seyn. Leute, die aus der Hand ihrer Vorfaltern in ununterbrochener Folge ihr Land gleichsam als ein Erbstück empfangen haben, befinden sich allezeit am besten. Die Sicherheit, daß wir und unsre Kinder die Früchte unsers bessernden Fleißes genießen werden, macht uns allein unverdrossen. Es sey immer ein stiller Vertrag zwischen dem Herrn und seinen Bauern, der die letzten auf ihrem Lande sichert, wenn sie das Schuldige entrichten; beyde werden dabey gewinnen. Einen guten Wirth auf schlechtes Land setzen, damit er es in die Höhe bringe, schlägt den Muth nieder. Ich wollte nicht einmal einen grau gewordenen Wirth bereden, das Gesinde seinem erwachsenen Sohne zu übergeben; man unterstütze ihn lieber, damit er nicht seiner Kinder Gnade leben darf. Eben so in Ansehung der Witwen. Einem Greis, der selbst von der Wirthschaftsorge los zu seyn begehret, lasse man aus dem Gesinde bey seiner Schwachheit gebührenden Unterhalt reichen, und nie von seinen Kindern verächtlich begegnen; dieß wird des Herrn eigne Hochachtung

achtung desto sicherer stellen, und das geehrte Alter wird in dem ganzen Gebiete zur Rechtsschaffenheit eine Ermunterung seyn. Einer Witwe, die ihre Wirthschaft aufgibt, den größten Theil von ihrem wohl erworbenen Vermögen nach dem Hofe bringen, dem neuen Wirth oder an andre Bauern vertheilen, müßte allen Fleiß in dem Gebiete ersticken.

Man zwinge ja nur im höchsten Nothfall den Bauer, wider seinen Willen ein Gesinde anzutreten, sonst möchten Schulden und Davonlaufen den Beschluß machen. Einer meiner Bekannten gibt jedem neugesetzten Wirth, außer dem nöthigen Anspann und Geräthe, noch zehen baare Rubel zum Anfang, daher fehlt es ihm niemals an Wirthen. Die Mode, den Neugesetzten drey Freyjahre zu bestehen, damit sie sich anbauen und die wüsten Felder aufnehmen, taugt nicht viel, weil der Nachlässige in dieser Zeit ohne Anstrengung nicht weiter kömmt, sondern sich aller Hofarbeit und Abgaben entwöhnet: Man gebe ihm ein fertiges Haus, Anspann und fertig besäete Felder, so ist er gleich ein nutzbarer und wohlbehaltener Bauer. Wer mit vielen Schulden sein Gesinde

finde antritt, kann vielleicht sich nach und nach derselben entledigen; aber er stehet immer in Gefahr, den Muth sinken zu lassen. Der Erbherr schenke ihm das ganz, was er zum Anfange nöthig hat; die Bezahlung erhält er aus der richtig geleisteten Arbeit und aus dem göttlich schönen Gefühl, einen Menschen glücklich gemacht zu haben.

Im Dorptschen und Pernauischen pflegen die Bauern sich oft in ein Land zu theilen, und von einander abzubauen; den Anlaß dazu gab wohl der Weiber Zank, die sich selten mit einander gut vertragen. Durch eine solche Abtheilung verliert der Hof eigentlich nichts, sie wird ihm vielleicht vortheilhaft; er lasse es also immer geschehen, wenn nur so viel Menschen vorhanden sind, daß er jedem abgebauten Wirth die nöthigen Knechte und Mägde anweisen kann. Ganz armen Bauern ist das Theilen schädlicher; aus einem stehenden Gesinde werden zwey elende, und kurz darauf wohl gar zwey wüste. Der Bauer selbst leidet immer etwas durch das Abtheilen; denn das unzertrennte Gesinde braucht nur einen Anspann, einen Arbeiter, einen Brodsack nach dem Hofe zu besorgen,  
und

und im Winter nur einen Ofen zu heizen; dieses alles ist doppelt oder dreyfach, so bald sie sich von einander abbauen, welches aber zu Beendigung des noch verderblichern Zan- kens, wo kein Zureden hilft, das bequemste Mittel ist. Wahrscheinlich erwächst auch dem Publikum ein Vortheil aus dergleichen Thei- lungen. Statt, daß sich der unzertrennte Achtler mit einem Knechte behalf, brauchen nun die ab- gebauten Sechzentheiler deren zween, und diese zu ernähren ziehen sie in die kleiner geworde- nen Felder bequem gelegene Stücke von den Buschländern zu Brustäckern, als wodurch der Kornbau, aber auch die Menschenmeh- rung in der That vergrößert wird.

Wenn wir unser Gebieth etwas stärker nutzen wollen, so müssen wir dasselbe billig desto nachdrücklicher unterstützen. Ein ge- wisser Erbherr vertheilt alle Frühjahre und Herbst an seine Wirthe den ihnen fehlenden Anspann ohne einige Bezahlung; wer dassel- be durch Unachtsamkeit zu Grunde richtet, wird am Leibe gestraft, bleibt aber immer Bauer, und ersetzt das ihm von neuem ge- schenkte Pferd durch Leistung richtiger und reichlicher Arbeit. Ein Bauer ohne Anspann  
ist

ist bey uns lächerlich, da er weder für den Hof noch für sich arbeiten kann; wo soll er im Winter Holz und im Sommer Brod nehmen?

Auf vorgeschossenes Korn sollte man von seinen Erbleuten kein Uebermaaß nehmen, weil diese sonst immer tiefer in Schulden versinken. Selbst bey Eintreibung der so genannten Berechtigkeit, ist Berechtigkeit ohne Güte oft schädlich. Noch wunderbarer wäre es, die restirenden Arbeitstage mit Korn, das man geringe genug berechnet, sich vergüten zu lassen; zumal wo man gewohnt ist, Wirthstage reichlicher zu fodern.

Lostreiber werden ein Verderb des Gebieths, wenn sie die Wirthe aussaugen, und deren beste Buschländer gegen geringe Dienste nutzen. Man lasse sie ja nicht ohne alle Hofarbeit, damit nicht auch andere diesen Stand der Ruhe wünschen. Freylich darf man ihnen nicht zu viele Arbeit auflegen, weil sie kein Land haben, sondern sich und ihre Kinder durch mancherley Geschäfte ernähren müssen. Ein gewisser Possessor läßt alle seine Lostreiber, doch für reichlichen Deputat, die ganze Woche hindurch am Hofe arbeiten, wobey beyde Theile gewinnen. Die sorglosen Bauern ziehen nur den kleinsten Theil ihrer jungen Pfer-



de groß: daher lassen wachsame Herren alle Gebiethsfüllen mit den Hofspferden im Sommer weiden.

### Die Gärten.

Prächtige Lustgärten sind sparsamen Landwirthen eben nicht sehr anzurathen; die Zeit des vergnügenden Genusses ist, bey unsern anhaltenden Wintern zu kurz, die Anlage und Unterhaltung wegen der vielen Arbeit zu kostbar, der Vortheil unmerklich, der Mangel an guten Gärtnern groß; und wie oft raubet uns eine strenge Kälte, nebst dem Vergnügen, vieler Jahre Mühe. Eher sind Obstgärten zu empfehlen, an welchen sich bey uns noch immer ein merklicher Mangel zeigt. Unstre Vorfahren haben zu wenig dafür gesorgt, und wir folgen ihnen geruhig nach. Harte Winter rauben uns freylich manchen schönen Baum, aber wir finden doch welche über unser Alter hinaus. Die Arbeit bey der Anlegung ist geringer, als man insgemein sich einbildet, aber sie bezahlt sich noch darzu reichlich, man berechne das Vergnügen bey dem Genuß des Obsts, oder die Brauchbarkeit im Hause, oder den Preis, für welchen es verkauft wird. Zuerst müssen wir auf eine Baumschule denken. Ausländische Bäume gedeihen  
in

in unserm rauhern Klima selten; aber was hier erzogen wird, hält unsre Witterung eher aus. Eben daher soll man junge Bäume nicht wider die Kälte, sondern bloß wider die Mäuse und Haasen verwahren. Einige milde Aepfelstämme findet man zwar in den Wäldern, aber sie sind mühsam zu suchen, und bey hohem Frühlingswasser gar nicht zu haben; überdieß will man bemerkt haben, daß die Früchte von gepfropften wilden Stämmen immer einen wilden Geschmack an sich behalten. Doch hierdurch lasse man sich nicht abschrecken; man nehme wilde Bäume ohne Besorgen, wo sie zu finden sind, und lasse sie nach zweyen Jahren pspöpfen oder oculiren. Durch die Saat gelangt man am sichersten zu einer guten Baumschule. Sät im Herbst auf gut zubereitete Erde eure Obstkörner, und sichtet mit einem Siebe zween Finger hoch Erde darauf; im Frühjahre kommen sie hervor, und verlangen nichts, als daß man sie vom Unkraut rein, und bey der Dürre feucht erhalte. Im zweyten und dritten Jahre fangt an, sie zu versehen, und nach zweyen Jahren laßt sie oculiren und die dickern pspöpfen: so habt ihr nach etlicher Jahre Ablauf einen Obstgarten, dessen jährlichen Abgang man

durch den neuen Zuwachs ersetzt. Kirschen und Pflaumen wuchern so, daß man bald einen weiten Raum damit anfüllen kann. Die Pflege der Bäume bestehet mehr in Einbildungen; die jungen neße man bey brennender Hitze; den alten benehme man die überflüssigen und kranken Zweige, und suche sie vom Moos rein zu halten; die schadhaften verbinde man wenigstens mit Erde. Düngung bedürfen sie nicht, wenn sie in gutem Lande stehen. Ein Hof ohne Obstgarten ist ein Fehler, und ein Pastorat, bey dem der Prediger keine Obstbäume anziehet, ist ein redendes Dokument.

Kohl- und Wurzelgärten sind bey uns die üblichsten. Ein Erfurtischer erfahrner Oekonom hat uns gelehrt, ein Stück Land ohne alle Düngung verschiedene Jahre hinter einander fruchtbar zu erhalten, wenn man nämlich jährlich etwas anders darein säet. Die Sache ist aus physischen Gründen begreiflich. Landwirthe thun daher wohl, wenn sie mit ihren Kohl- Bohnen- und Hansgärten jährlich umwechseln. Nur vom Weizen hat man die Erfahrung, daß er am vortheilhaftesten in jedem Felde, auf ein und eben diese Stelle, die man allzeit vorher bedünget, gesäet wird,  
denn

denn er liebt überhaupt fette, auch etwas niedrige Länder. Noch sicherer kann man auf eine gute Akernde rechnen, wenn man den Weizen auf neues gebranntes Land säet.

### Der Hopfenbau.

Hopfen ist ein in Liefland ganz unentbehrliches Bedürfniß; er ist leicht zu ziehen, weil er sich in ganz unbrauchbare Winkel pflanzen läßt, und seine Wartung fodert nur wenig Mühe, da sie in die Zeit fällt, wo keine dringende Arbeiten uns abhalten. Dem ungeachtet legen sich die wenigsten Höfe auf den Hopfenbau, und den Bauern fehlt es auch an hinlänglichen Ermunterungen. Statt, aus dem Hopfen einen Handlungsweig zu machen, kaufen wir selbst jährlich viele hundert Schiffspfunde aus andern Gegenden, und bey dem geringsten Miswachs befinden wir uns in solcher Verlegenheit, daß einige ihre Krüge nicht mit Bier gehörig zu besorgen sich im Stande sehen. Der Preis steigt alsdenn vierfach hoch; in der Noth haben einige zu den Pomeranzenschalen ihre Zuflucht genommen, und sich dabey besser, als bey dem Braunschweiger Hopfen, befunden, welcher nicht nur unerhört theuer, sondern manchmal schlechter

ist, als der inländische. Diejenigen betrügen sich, die durch Braunschweiger Hopfen auf ein außerordentlich schönes Bier hoffen. Vorsichtige kaufen bey guten Jahren einen solchen Vorrath auf, damit sie niemals Mangel leiden. Das darein gesteckte Geld ist nicht verlohren, wenn wir nur immer den ältesten, der sich lange hält, wo er gut verwahrt und bedeckt liegt, zuerst verbrauchen. Vielleicht pflanzt mancher einen Hopfengarten, wenn er die beste Art der Anlegung erfährt: diesen will ich diejenige zuverlässige Methode ganz anzeigen, deren sich erfahrne hiesige Landwirthe mit vielem Vortheil bedient haben.

Man sucht ein Stück Land, das, wo man es haben kann, gegen Morgen ein wenig abhändig liegt, und mit etwas Grunus vermische ist; im Herbst wird es gepflüget und stark beegget, von Wurzeln gereinigt, und wenn es mager ist, mit Schweinsmist gedünget. So bald die Erde im Frühjahr losgehet, nimmt man Hopfenwurzeln auf, die alten sind untauglich und werden weggeworfen, die frischen aber in Sand bis zu St. Jürgen im Keller verwahrt. Dergleichen Wurzeln kann man ohne Gefahr aus alten Hopfengärten nehmen, weil diese durch das Abnehmen der  
über=

überflüssigen Wurzeln tragbarer werden. Drey Tage nach St. Sürgen oder etwas später verpflanzet die vorräthigen Wurzeln, machet hierzu in dem gewählten Lande lange Löcher, einer Elle tief, die vier Fuß von einander abstehen; hierin schüttet man zuerst einer Hand hoch Schweinsmist, dann eben so hoch gute schwarze Erde, tritt sie fest, bindet fünf bis sieben Stücke Wurzeln, je nachdem sie schmal sind, in der Mitte nach Art des Krugstabaks, mit einem dünnen Bast leicht zusammen, breitet diese an beyden Enden des Lochs aus, legt abermals Erde darüber, und füllt den übrigen Raum des Loches mit Schweinsmist, so daß ein Haufe dasselbe ganz bedeckt; zuletzt steckt man eine Stange darneben, weil einige schon in dem ersten Jahre zu tragen pflegen. Zur Verhütung des Austrocknens wird jedes Loch, oder eigentlicher zu reden, jeder Haufe mit Stroh bedeckt, und bey anhaltender Dürre begossen. Es ist gut, wenn man hernach alle drey Jahre den Hopfengarten über und über mit Stroh bedeckt, damit die Erde locker und fruchtbar erhalten werde; ist diese gar zu mager, so breite man statt dessen Schweinsmist darüber. Das Abstechen des Unkrauts ist mühsam, aber es giebt reichliche

chere Ausbeute. Nach etlichen Jahren muß man die Nebenwurzeln abstechen, und sie in einen neuen Garten versetzen. Ingleichen muß jeder Stock, der Beeren trägt, bezeichnet, im Frühjahre aufgenommen, die alten Wurzeln weggeworfen, und die jungen von neuem eingelegt werden, sonst bringt derselbe jährlich nichts als Beeren, so wie alle alte untaugliche Wurzeln, die niemals Hopfen geben. Schutz wider die heftigen Nordwinde scheint dem Hopfen zuträglich, wie überhaupt etwas schattige Derter; aus diesem Grunde theilen einige ihren größern Garten durch Säune in mehrere kleine, und die Bauern erwählen dazu insgemein einen Winkel bey ihren Häusern. Ein alter Landwirth, der jährlich eine Menge Hopfen bauet, versicherte mich, daß die Pflanzungen am besten glücken, welche am Montage mit gegen Morgen gewendetem Gesichte verrichtet werden. Ueber diese Philosophie wird sich keiner wundern, der weiß, daß noch immer manche adeliche Dame die so genannte Hundesucht, oder das Vertrocknen der Kinder bey einem aufgetriebenen Leibe, durch das Aufwiegen an dreyen Donnerstagen curirt, ob sie sich gleich über den lächerlichen Aberglauben der Ebstnischen Bauern

Bauern höchlich wundert, die aus Furcht, ihre Schafe zu verlihren, durchaus am Donnerstage in ihren Häusern nicht spinnen wollen.

Der Buschhopfen scheint, bloß aus Mangel der Wartung, an Güte geringer zu seyn, als der im Garten; wenigstens haben verschiedene Versuche gezeigt, daß der erste in Garten verpflanzt, dem zweyten völlig ähnlich wird. Wie sehr der listige Bauer durch Vermischung beyder Arten seinen Vortheil bey dem Verkaufe sucht, ist bekannt; ob aber die kleinen grünen Blätter, welche er zur Vermehrung des Gewichts oder aus Nachlässigkeit mit darunter pflücket, eine wahre und unschädliche Hopfenbitterkeit geben, kann ich nicht entscheiden. Die Pflanzung des Braunschweiger Hopfens hat bey uns noch nicht gelingen wollen, wovon der Grund vermuthlich in dem Klima zu suchen ist.

### Kornvorrath oder Hofsmagazin.

Niemals alten Saatroggen vorrätzig haben, zeigt zu wenig Vorsicht; weil bey verzögerter oder mißrathender Hernde die Verlegenheit unvermeidlich ist. Der Vorrath



ist da, wenn man nur eines Jahres Verkauf mäßigen will. Ueberhaupt sollte jeder Hof ein Kornmagazin verwahren, das bis zur höchsten Noth bey Miswachs, inviolabel wäre. Die Verordnung, nach welcher jeder Possessor vom Haaten zwanzig Löße Roggen zum Vorschuß für die Bauern im Frühjahr aufbehalten soll, gehet hierauf; sie gehört zu den weisesten Verfügungen und es ist zu wünschen, daß sie strenge beobachtet wird. Es eräugnen sich Fälle, da der Hof selbst Mangel leidet, zuweisen wollen zwanzig Löße zum Vorschuß an eines Haatens Seelen nicht einmal hinreichen, zumal wo viele Arme sind, die schon im März Brod suchen; und was ist zu thun, wenn uns ein völliger Miswachs trifft? Hier ist das Hofsmagazin die Zuflucht; man sammle nach und nach ohne an den Vorrath zu denken. Einige lassen im Herbst die Bauern alle künftige Frühjahrs-Ausfaat in die Hofskleete zusammen bringen, und errichten hierdurch eine Art von Vorrathshaus, aus welchem der Bauer das seine zu gehöriger Zeit wieder findet; ein Mittel, dem Durchbringen und der Nachlässigkeit Einhalt zu thun. Vom Uebermaas ein  
Maga-

Magazin sammeln, wäre eine langsame und vielleicht drückende Methode. Die Zurückgabe der zusammengebrachten Saat muß ohne langes Warten und Zeitverderb und mit guten keimenden Korn geschehen.

### Das vortheilhafte Pflügen.

Unsre gewöhnlichen Pflüge sind dem hiesigen Lande und Anspanne vollkommen angemessen: der deutsche Pflug ist zu schwer, und in Feldern wo viele Steine oder Wurzeln stehen, ganz unbrauchbar. Zuweilen macht uns das Pflügen im Frühjahr manche Sorge; der Anspann ist alsdann entkräftet, bey lang anhalten der Masse trocknet das Land zu spät, die Bearbeitung fällt schlecht aus, und doch soll die Saatzeit genau beobachtet werden. Andre Arbeiten als Rödungen, Rüttisse, Heuschlag reinigen, wollen auch bestellt seyn. Einige lassen daher schon im Herbst, wenn der Anspann noch bey vollen Kräften ist, ihr ganzes Feld aufpflügen und ohnbeegget liegen. Man sage nicht! es verschaltet; dieser Ausdruck ist hier ohne Gedanken. Wenn etwas ausdünstet, so ziehet die Erde auch wieder fruchtbarmachende Salztheilgen aus  
Luff

Luft und Regen in sich. Aber was soll ausdünsten? den ganzen Sommer hindurch liegt das zur Wintersaat gepflügte Feld der Sonne ausgesetzt und niemand befürchtet ein Verschalen; noch weniger kann es vom tiefen Schnee bedeckt, seine Kräfte aushauchen. Im Frühjahr wird das Land bloß stark geegget, zur Habersaat einmal, zur Gerstensaft, weil diese später einfällt, zweymal, damit sich das Unkraut, als die Pest der Gerste, nicht bewurzele noch ausbreite. Schwere Gerstenländer kann man dazwischen noch einmal pflügen, aber nicht die leichtern, weil durch die vermehrte Leichtigkeit die keimende Gerste in Gefahr stehet bey der Hitze ganz zu vertrocknen. Bey dieser Art der Bearbeitung wird das Unkraut erstickt, das Feld durch die im Herbst untergepflügten Roggenstoppeln und durch die Fäulung verbessert und die ganze Verlegenheit im Frühjahr glücklich gehoben.

Das tiefe Pflügen ist nicht immer vorthailhaft und wo es vorher nicht geschehen, da wage man ja nicht mit einemmal das ganze Feld tiefer pflügen zu lassen, damit nicht etwa eine unfruchtbare Erde sich mit der guten

ten

ten vermische oder sie gar bedecke. Die Kornwurzeln behelfen sich mit weniger Erde, wenn sie nur gut ist.

Die Düngung welche auf gepflügtem Acker ausgebreitet, lange der Sonnenhitze ausgesetzt liegt, trocknet und dünstet, wie der Geruch zeigt, viel aus. Wenn aber bald ein Regen darauf kommt, so ziehet sich die Feuchtigkeit desto eher in die oberste lockere Erde, in welcher das keimende Korn seine Wurzeln verbreitet. Von der gleich untergepflügten Düngung kann das Fruchtbarmachende zu tief in die Erde dringen. Beyde Arten haben folglich ihre Vortheile und Nachtheile; wir werden am besten thun, wenn wir hier ohne Klügeln der Gewohnheit unsrer Gegend folgen.

Frühe Gerstensaar stehet in Gefahr, bey der gewöhnlichen Dürre vor Johanni schlechter zu gerathen, aber sie wird selbst bey frühen Herbstfrösten reif. Wenn wir einiges früher, einiges später säen, so wird uns das eine reife Saar, das andre eine reichlichere Aernde erwarten lassen; zugleich finden unsre Bauern hierdurch Zeit, auch ihre Felder gehörig zu besäen.

## Preis der Güter.

**K**leine Güter bezahlt man ungemein theuer, wohl einen halben Haaken mit drey bis vier tausend Rubeln, weil die meisten eher kleine als große Güter kaufen können. Welcher Vortheil, wenn man ein großes Gut füglich in mehrere kleine theilen kann. Aber bey so hohen Preißen muß man insgemein seines eignen Capitals Interessen durch beschwerliches Wirthschaften sauer verdienen. Mancher thäte besser, wenn er sein Geld auf Zinsen ausgabe und in der Stadt ohne Sorgen lebte; doch wer eine starke Haushaltung hat, kommt auf dem Lande, wo uns vieles zuwächst, wohlfeiler ab.

Es giebt Leute, die in dem Wahn stehen oder wohl gar rühmen daß unsre Güter eilf pro Cent eintragen. Von einem Gut das vor dreyßig Jahren gekauft wurde, mag dieses möglich seyn; jetzt ist der Mittelpreis für den Haaken drey tausend Rubel, zuweilen noch einmal so viel; die höchste Urrende aber ist nur zwey hundert Rubel. Wenn wir unsre Abgaben überhaupt berechnen, so werden die meisten mit fünf pro Cent und  
mancher

mancher noch mit wenigern müssen zufrieden seyn. Gewiß wer sein Gut theuer oder mit fremden Geldern kauft, fühlt hangen Kummer, wenn ihm ein Zufall oder Miswachs drohet.

### Die Strafen.

Selten läßt sich eine Wirthschaft ohne alle Bestrafung glücklich führen. Wenn wir selten strafen, so hat unser Ernst mehrern Nachdruck; wenn wir nur offenbare Bosheiten bestrafen, so bessern wir, wenn wir so kaltblütig sind, o möchten wir es alle seyn! daß wir ohne Grimm strafen und bey der Strenge Mitleid zeigen, so küßt der Verbrecher beschämt die Hand, welche ihn schlägt. In Rußland pflegen einige Herren die Strafe nicht selbst zu dictiren, sondern sie überlassen dieses den Aeltesten ihres Gebieths; solche Strafen sind ganz vorzüglich: sie sind strenge und immer gerecht, beydes selbst in des Verbrechers Augen; der Herr erscheint nicht mehr parthenisch als Kläger und Richter, sondern über den Haufen gemeiner Landwirthe erhaben als Herr, als Oberrichter und als Vater seiner Unterthanen.

Dem Beleidiger zu vergeben ist eine Tugend großer Seelen. Aber ich würde nie mir einfallen lassen, daß mich mein einfältiger Bauer beleidiget habe. Sein Stand entfernt ihn so weit von mir, daß er es nicht wagt; obgleich seine Dummheit ihn auf Schritte verleitet, die er hernach zu spät bereuet. Gleich einer weisen Mutter, die bey dem mächtigsten Zug der Liebe dem leichtsinnigen Knaben seine Unarten zu seinem Wohl scharf verweist, müssen unsre Bestrafungen nicht Folgen der uns zugesügten Beleidigung, sondern des Verbrechens seyn; dann wird der Bestrafte glauben, daß seine Bosheit nicht uns, sondern ihm selbst schadet. Ein Amtmann der dem Bauer, wegen veräumter Höflichkeitsbezeugung und wegen vergessenen Hutabziehen mit dem Stock seinen Rang begreiflich macht, braucht noch Schulunterricht oder selbst einen Aufseher.

Hey unsern Richterstühlen sind die Torturen zur Ehre des Gesetzgebers und der Menschheit, ja andern Ländern zur beschämenden Bewunderung abgeschafft; billig sollte man auch dem Bauer am Hofe nie durch Strafen ein Geständniß auszupressen suchen.

suchen. Offenbare Bosheiten strafe man nach einem weisen Maasstabe; aber wie oft stehen wir in Gefahr an einem unschuldigen uns zu verschulden, wenn wir durch Strenge von ihm ein Bekenntniß erzwingen. Der einzige Fall bey unläugbaren Verbrechen die böshast verschwiegenen Mitschuldigen zu erfahren, macht eine erträgliche Ausnahme.

Die Abmessung der Strafe nach der Schwere des Verbrechens, fodert viele Klugheit, sonderlich wo willkührliche Züchtigungen uns unaufmerksam lassen: aber diese bessern eben so selten, als der Mangel an jener.



## Sechzehnte Betrachtung.

Von Professionen und Handwerkern.

Weit von der Stadt abgelegene Güther haben eine eigne Art der Beschwerde durch die Bedürfnisse, die sie aus der Hand des Handwerkers suchen müssen. In Ländern, wo man alle zwo Meilen eine Stadt findet, kann man sich freylich recht gut ohne landische Handwerker behelfen; wenn wir

M

aber



aber wegen jeder Kleinigkeit nach der Stadt senden, oder selbst dahin reisen sollten, so wäre es unerträglich, zumal in Kreisen von zwanzig Meilen im Durchschnitt, die nicht mehr als eine Stadt haben. Aus diesen wichtigen Gründen werden auch Professionisten auf dem Lande geduldet, obgleich um der Ordnung willen nur an besonders dazu angewiesenen Orten.

Die städtischen Meister gehen dann und wann ein wenig zu weit, wenn sie auch ihrem Verfahren den besten Anstrich geben. Freylich tragen sie Einquartierung und andere große Abgaben, daher sie billig ihr Fortkommen in reichlicher Arbeit finden müssen; ihre Schragen, die sie nun eben nicht alle einem jeden zeigen, sind kein kleines Moment; besonders werfen sie den landischen Meistern vor, daß sie als ganz freye Leute von ihrem Erwerb an keinen Menschen etwas abgeben. Das letzte ist das wichtigste. Aber warum gieng man an einigen Orten mit drückender Härte zu Werke. Wer in Dorpt Meister war, darf im Fellinischen nicht arbeiten, da doch beyde Städte zu einem Generalgouvernement gehören. Ein Schuster, der an zween Orten

ten Meister, und in Walk gar Obermeister war, mußte, um im Dorptschen arbeiten zu dürfen, zum drittenmal in Dorpt Meister werden, und dieses kostete ihm dreyßig baare Rubel. Wie lange muß ein armer Mann arbeiten, ehe er eine solche Summe zusammenbringt, wie lange muß er dabey mit den Seinen darben! Eben so hat man es mit mehrern gemacht, die in andern Kreisen Meister waren; manchem hätte man kaum härter begegnen können, wenn er ein Uebelthäter gewesen wäre. Beynahe scheint es, als wollten die Aemter einander unmündig machen. Und zu welchem Gebrauche wird denn dieses schwere Geld von so vielen umgeschaffenen Meistern verwendet? Zu nichts, als — — doch hier schweige ich. Hätte man doch dabey die vorgeschriebene Zahl der Gesellen den landischen nicht willkührlich, sondern nach Art der Stadt eingeschränkt. Viel besser wäre es gewesen, wenn man die aufgenommenen landischen Meister mit neuen Meisterbriefen verschont, und dagegen angehalten hätte, jährlich ein Gewisses, nicht nur an die Lade, sondern auch an die Quartiercasse zu entrichten; so wäre der Vorwurf, daß sie nieman-

den etwas abgeben, weggefallen, und ihre Abgaben wären nützlich worden. Die an die Lade — — könnten wohl zuweilen nutzbar verbraucht werden.

Wo auf dem Lande Handwerker wohnen, da findet der Bauer leichtern Absatz seiner Produkten, selbst derer, die ein Entfernter niemals nach den Städten führen kann, als Heu, Stroh, Holz. Die Professionisten, wo sie wohnen, ersetzen demnach den Mangel der Städte einigermaßen, als wodurch die umliegenden Bauern, etwas zu verdienen, immer Gelegenheit finden. Landische Handwerker gehören also nach der jetzigen Beschaffenheit, bis wir mehrere Städte bekommen, mit zum Landesaufnehmen, um der Bauern willen, und zur Bequemlichkeit wegen der Deutschen.

Etliche Professionen will man auf dem Lande gar nicht dulden, z. E. die Silberarbeiter. Aus den angegebenen Gründen erhellet, daß allerley Arten von Menschen, wenn sie nur Absatz schaffen, dem Lande zuträglich sind. Die in den Städten behalten noch immer Arbeit genug, weil die den Landischen angewiesenen Derter weit genug  
von

von den Städten abliegen. Wie oft fällt auf dem Lande eine kleine Verbesserung an Silbergeräthe oder eine Arbeit vor, die man aus Mangel der Gelegenheit nur mit vieler Beschwerde nach der entfernten Stadt senden, und von dort abholen kann. Aber noch mehr, der Weiberschmuck in den meisten Ehstnischen Kreisen bestehet in Silber am Halse und vor der Brust; ist ein Silberarbeiter auf der Nähe, so erhandelt der Bauer bey einem kleinen Geldvorrath, oder nach und nach gegen Produkten, dieses rühmliche Bedürfnis, welches wegen seines innern Werths vorzüglich ist: das ist sein sicherster Reichthum, sein Capital, seine Zuflucht in der Noth, das einzige brauchbare Unterpfind, was er seinen Gläubigern bringen darf; jeder kann es taxiren, und ihm ohne Bedenken Geld darauf geben; dieses siehet er als sein wahres Eigenthum an. In den entfernten Städten wird er seltener Silber kaufen, weil er dort mit einemmal viel baares Geld zusammen bringen muß; jedermann weiß, wie schwer dieses dem Bauer fällt, der bey allen vorkommenden Gelegenheiten seinen kleinen Geldvorrath an-

greift, oder wohl gar läderlich durchbringt. Eben daher ist es löblich, wenn er seinen Erwerb an Dinge verwendet, die einen beständigen Werth haben, und von dem sorgsamem Weibe, als die sicherste Erbschaft ihrer Kinder, aufbewahrt werden. Freylich wäre es ihm und uns nutzbarer, wenn er, statt Silber, Vieh anschaffte; aber die öftern Seuchen und andere Dinge schrecken ihn ab. Doch ich breche diese Ausschweifung ab, und komme wieder zu den Silberarbeitern. Gesezt, man wollte sie gar nicht auf dem Lande dulden, wo sollen sie hin? In den Städten nimmt man sie nicht an, weil man da die geschloßnen Aemter vor-schüzet; will er sich einkaufen, so findet er selten ein lediges, oder dessen hoher Preis übersteigt weit sein ganzes Vermögen. Wo soll er bleiben? Aus dem Lande zu gehen wäre unerhört, da auch Silberarbeiter als Colonisten mit großen Kosten hieher gekommen sind. Hierbey erinnere ich noch, daß alle Silberarbeiter auch auf Bauersilber, welches sie gewiß theuer genug verkaufen, ihren Stempel billig setzen müßten. Warum sollen die Armen, für gutes Geld, unsi-  
cheres

cheres oder gar schlechtes Silber tragen. Eine strengere Beobachtung billiger Taxen wäre auch wohl nicht undienlich.

Nun auch etwas wegen der Bauern. Wenn der Possessor in seinem Gebiete Erb-  
leute findet, die mit Schuster- Sattler-  
Tischler- Gerberarbeit umzugehen wissen,  
so haben die deutschen Meister zwar nicht  
Macht genug, ihm zu untersagen, sich von  
jenen das Nöthige machen zu lassen: aber  
sie wollen nicht leiden, daß dergleichen Bau-  
ern für Fremde arbeiten. In Rußland  
arbeiten die Rußen, in Deutschland die  
Deutschen; aber in Liefland nicht die einge-  
bornen Liefländer, sondern Fremde, Aus-  
länder, und diese setzen ihre Preise nach  
Gutdünken, verbiethen jenen die Arbeit, und  
zwingen sie wohl gar, ihre Bedürfnisse von  
ihnen zu nehmen. Die Bauerarbeit kömmt  
freylich der deutschen nicht gleich, aber sie  
ist dagegen ungleich wohlfeiler, und wir  
brauchen nicht lauter zierlich gearbeitete  
Sachen: doch die dagdeutschen Bauern ha-  
ben genugsam das Genie der Nation und ih-  
re Anlage zu Professionen gewiesen; ohne  
allen Unterricht, bloß durch das Abstehlen,

sind unter ihnen geschickte Silberarbeiter, Schlosser, Büchschmiede u. d. gl. Vor einiger Zeit drohete ein deutscher Sattler, einen un deutschen Bedienten und dessen Herrn zu verklagen, weil dieser litte, daß jener einige Säume und Ranten genähet, und so wohl an Bauern als an arme Deutsche verkauft hatte. Lustig wäre es, wenn den Schneidern einfielen, den Bauerschneidern das Handwerk zu legen, so würde der arme Bauer für seinen Rock in Zukunft einen Rubel Macherlohn geben müssen, da er jetzt kaum den achten Theil bezahlt. Vor einigen Jahren confiscirten die deutschen Grob- schmiede in einer gewissen Stadt ihres eigenen Bürgermeisters Wagen, den er einem vorstädtischen Bauerschmiede zur Ausbesserung zugesendet hatte. Wir dürfen Lief- land nicht in allen Dingen nach dem Maaß- stabe anderer Länder berechnen; in den Städten können wir noch alles von den deutschen Meistern bekommen; aber wie glücklich schätzt sich der Reisende, wenn er eines Bauerschmieds habhaft werden kann, der seinen zerbrochenen Wagen verbessert. In manchem Kirchspiele muß man vieles,  
aus

aus Mangel der Deutschen, von Bauern machen lassen, sonderlich Schmiedearbeit. Dem Bauer muß es frey stehen, sein Leder so wohl als seine Stiefeln, wenn er welche trägt, für den wohlfeilsten Preis von seinem Landsmann zu erhandeln oder anfertigen zu lassen; billig sollten arme Deutsche eben dieses Vortheils genießen, weil es hart ist, jemanden zu zwingen, das theurer zu bezahlen, was er viermal wohlfeiler haben kann.

Die Mäurer hatten ehedem kein Amt in Dorpat; kürzlich errichteten sie eins. Sehr weißlich setzten sie in ihre Schragen, daß kein Deutscher mit einem Bauer zugleich arbeiten soll; aber vorher haben sie es doch mit Beybehaltung ihrer Ehre gethan; kein Edelmann würde auf dem Lande von Stein bauen, wenn sie es nicht ferner thun wollen. In der Stadt lassen sich dergleichen Schragen eher beobachten. Unfre Bauermäurer führen Gewölbe und vortreffliche Schornsteine auf, aber an einer simplen Mauer sollen sie nicht mit stehen können. Der Meister, welcher verschiedene Bauermäurer unter sich hat, kann sich mit einigem Fug den



Namen eines Baumeisters, den sie und die Zimmerleute in Liefland so gern führen, anmassen, weil er gleichsam nur die Aufsicht hat. Doch nicht ein leerer Titel, sein eigener Vortheil erfordert, daß er mit Bauern arbeite; er erspart hierdurch manchen Gesellenlohn, und der Bauherr bezahlt ihn insgemein beynahе eben so, als wenn der Bau durch lauter Gesellen aufgeföhret wäre. Bey unsern kurzen Sommern müssen wir hurtig bauen; wo sollten alle Gesellen herkommen? alle Zimmerleute arbeiten hier mit Bauern.

Mancher deutsche Meister befindet sich sehr wohl, wenn er einen Bauer findet, der gegen einen unbedeutenden Lohn ihm wenigstens aus dem groben vorarbeitet. Soll denn der Bauer das niemals nutzen, was er durch die Länge der Zeit absiehet?

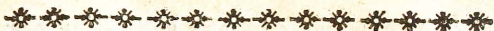
Bey dem geringen Aufwand, den der gemeine Russe und der Bauer macht, können beyde freylich alles weit wohlfeiler als andre arbeiten; das kann man von den Deutschen nicht fodern; aber manchmal lassen sich diese ihre Arbeit doch unerhört theuer bezahlen, in einem Lande wo man alle Mundbedürfnisse  
weit

weit wohlfeiler als andrer Orten kauft. Die Ursache liegt vor Augen. Viele unsrer Handwerker vergessen ihren Stand und machen einen Aufwand, der noch für reiche Kaufleute immer groß seyn würde; aber sie arbeiten desto weniger. Ihr werdet in manches Handwerkers Zimmer über die Pracht der Meublen euch wundern. Es giebt Leute die mit leerer Hand anfangen und nach einigen Jahren die besten Häuser in der Stadt besitzen. Und vielleicht verbraucht die stolze Meisterinn in ihrem Hause mehr Kaffe, als ein ganzes Städtchen in Schweden. Der Geselle allein muß die Arbeit anfertigen; der Meister setzt sich selten zu ihm, höchstens des Vormittags; aber nach gehaltener Mittagruhe erhebt er sich in eine Biergesellschaft und entscheidet, nach Anleitung der vorgelesenen Zeitungen, Europens und seiner Stadt Wohl. Es kann nicht anders seyn, er muß sich die Arbeit sehr theuer bezahlen lassen: Würde er seine Lebensart ändern, so würde er in der Stadt, die landischen Meister aber von ihrer Gegend, und auch der Bauer von kleinen Nebenarbeiten, einen reichlichen Verdienst haben. Mancher rechtschaffene Mann  
 muß

muß seinen Unterhalt weit mühsamer bey seinem Erbgut durch Wirthschaften suchen, als ein Handwerker, der sich blos durch seine Gesellen ernähren läßt.

In den meisten Städten bestimmet die Polickey den Fleischern oder Schlachtern denjenigen Preiß, für welchen sie das Fleisch verkaufen müssen. Eben dieses geschiehet, wo gute Ordnungen sind, mit den Beckern. Aber sind nicht Schuhe, Kleider u. d. g. fast eben so nöthige Bedürfnisse? Gewiß zuweilen wären Taxen nöthig, damit jeder in seinen Schranken bleibe und niemand gedrückt werde. Es giebt Zimmermannsgesellen die sich für eines Jahrs Arbeit ohne Berechnung der Beköstigung gegen zwey hundert Rubel bezahlen lassen: doch nichts übertrifft die Foderung eines gewissen Sattlers, der für einen simpeln Sargüberzug, den er in dreyen Stunden anfertigte, sechs Rubel Arbeitslohn nahm.





## Zugabe.

### Antwortschreiben an einen Freund wegen seinem Hofmeister.

**S**ie haben nicht ganz recht, doch auch nicht völlig unrecht. Rechtschaffene Männer sind unsrer Achtung würdig; ein Hofmeister verdient sie vorzüglich, wenn ihn Wissenschaften, untadelhafte Führung und Treue gegen seine Untergebenen empfehlen. Ich weiß wohl daß wir gegen Bekannte, sonderlich gegen Hausgenossen, in Ansehung der Höflichkeitsbezeugung, nicht eben sehr scrupulös sind; aber es fragt sich, ob wir uns deswegen hinlänglich rechtfertigen können. Wenigstens da Ihr Hofmeister diese Entschuldigung nicht gelten läßt, so ist um Ihrer Ehre und Ihrer Kinder Wohlfahrt willen ein kluges Nachgeben das Beste, wenn kein Vergleich wegen dem Hausceremoniel zu erwarten stehet. Es ist doch eben nicht unschicklich, daß der Herr im Hause dem Hofmeister, der bey dem Eintritt in die Stube stehend sein Kompliment macht, selbiges

biges auch stehend erwiedere und sich zu dem Ende ein wenig von seinem Lehrstuhl erhebe. Höflichkeit erniedriget uns niemals: desto mehrere Achtung werden Kinder ihrem Lehrer erweisen, wenn sie der Aeltern Beyspiel selbst dazu ermuntert. Wegen der Religion ist Ihr Verlangen billig. Zwar vielleicht meynt es der Hofmeister gar nicht im Ernst, wenn er den Freydenkern das Wort zu reden scheint; dennoch kann freylich auch ein übel verstandener Scherz, ein einziges unzeitiges oder unüberlegtes Wort den Saamen zu traurigen Folgen in die zarten Jugendherzen austreuen. Keine Beweggründe zur Tugend sind stärker, als die wir aus der Religion nehmen; wer diese gering schäset, dem kostet der kleine Uebergang zum Laster wenig Mühe. Ein Hofmeister sollte daher nie, selbst alsdann nicht, wenn seine Ueberzeugungen anders wären, einigen Zweifel an Lehren der Religion, noch Gelächter über Kirchengebräuche, in Beyseyn junger Leute äußern. Nicht einmal erwachsene sind allezeit fähig, den gehörigen Unterschied zu machen. Sagen Sie ihm dreust Ihre Wünsche; erinnern Sie ihn

ihn an die Denkart Ihrer alten Tante, die in Ihren Hause so vielen Einfluß hat. Weniger Latein und mehr Christenthum, des Morgens mit den Kindern ein Gebeth, die Erlernung der besten Beweisprüche, sind Forderungen, die ein redlicher Mann nicht wird tadeln. Ueber den letzten Punkt Ihres Briefes halte ich meine Gedanken zurück. Finden wir nicht Wahnwizige, die einen Mann nach der Größe seines Salariums beurtheilen, und die denjenigen für ungelehrter halten, der etwa aus Gefälligkeit, oder durch des Hauses Umstände bewegt, mit einer kleinern Gage zufrieden ist. Die Bedingung wegen dem eignen Pferd rathe ich ohne Bedenken einzugehen, und wenn Sie ihm dasselbe gar schenken, so entledigen Sie sich einiger Sorgen und das arme Pferd wird nie der Hungersgefahr ausgesetzt seyn. Die Erhöhung des Salariums dürfte vielleicht alsdann von selbst hinweg fallen. Kleine Gefälligkeiten sind große Ermunterungen. Ich bin u. s. w.

